81.
88079

Schillers philosophische Gedichte

von

H. Lange.


EX LIBRIS KM HAUSHOFER

Meiner lieben Martha
mit dem Wunsche,
das bescheidene Büchlein möge
ihr eine Quelle der Anregung
u. Freude bieten
J. Elise.

Mannheim, 21. April 1894.

Bayerische Staatsbibliothek
<36645488670017

Schillers philosophische Gedichte.

Sechs Vorträge,

gehalten in Berlin im Winter 1885/86

von

Helene Lange.

Berlin, 1887.
L. Oehmigke's Verlag.
(R. Appelius.)
Kommandanten-Straße 55.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Nur ein paar Worte der Einführung, um es dem Leser, der ja heutzutage immer zugleich auch Kritiker ist, bequem zu machen und ihm selbst meine schwachen Seiten zu verraten.

Zunächst: ich stehe auf dem veralteten Standpunkt der Pietät vor unsren großen Dichtern, d. h. ich lese sie nicht kritiklos und halte sie nicht für unfehlbar, aber ich glaube, daß in ihnen eine solche Fülle von Bildungsmaterial geboten ist, daß wir durch Flüssigmachung desselben, wo es zu starr erscheint, eine weit wichtigere Aufgabe erfüllen und eine weit richtigere Stellung zu ihnen einnehmen, als durch Kritik, die daher in den vorliegenden Blättern nur sehr sparsam angewandt wird.

Sodann: Meine Auffassung ist entschieden Frauenauffassung. Wir haben uns so völlig der Berechtigung begeben, über einen Gegenstand unsere eignen Gedanken zu haben, daß eine litterarische Leistung, die mit diesem Beiwort belegt wird, dadurch schon als gerichtet gilt. Ich sehe gerade in dem Wort meine Legitimation. Warum sollte ein Dichter, der Gemeingut der Nation ist und dessen ganze Individualität den Frauen so sympathisch und so zugänglich ist, stets nur in der Auffassung des Mannes gegeben werden? Es ist bedenklich, hier den

Namen Kuno Fischers zu erwähnen, weil dadurch ein Vergleich herausgefordert scheint, der für mich sehr beschämend ausfallen müßte. Aber ich wage es auf diese Gefahr hin, weil ich darauf hinweisen möchte, nach welcher Richtung hin nicht nur meine, sondern auch die beste Darstellung von Frauenhand von der seinen abweichen müßte. In seinem meisterhaften Vortrage: Schiller als Philosoph*), in welchem ich vor allem das liebevolle, von kleinlicher Kritik völlig freie Eingehen auf die Absichten des Dichters auch da, wo die äußere Einkleidung dunkel war, bewundere, tritt uns die ganze Eigenart des philosophisch geschulten Mannes entgegen: in knappen, krystallklaren Sätzen wird der Ideengehalt des Dichters herausgezogen, und zuletzt steht der ganze Gedankenbau in durchsichtigster Gliederung vor uns, klarer als es dem in nicht völlig beherrschter Schulsprache befangenen Dichter selbst manchmal gelungen ist, ihn aufzuführen. Stets tritt der Darsteller hinter seinen Gegenstand zurück, den er mit vollendeter Objektivität, in abstraktester Weise behandelt. So wird nie eine Frau darstellen, und die sich zwingen wollen, äußerlich die Weise des Mannes nachzuahmen, die werden wirkungslos bleiben. Uns steht nie eine Wahrheit für sich, nie abstrakt da; sie ist uns nie nur Gegenstand theoretischer Erkenntnis: wir suchen sofort eine Anwendung, Beziehungen zum wirklichen Leben: sie wirkt etwas in uns, wenn wir sie einmal erfaßt haben, und wir versuchen, sie für andere wirksam zu machen.

*) Er ist leider im Buchhandel nicht mehr zugänglich. Mir liegt er in der Ausgabe von 1868 vor. (Leipzig, Fues' Verlag. R. Reisland). Zur Einführung in sein Verständnis trägt der frühere Vortrag: Die Selbstbekenntnisse Schillers wesentlich bei.

Darin besteht die Bedeutung der Frau für die Erziehung. So wichtig und berechtigt nun einerseits die kühl-objektive Betrachtungsweise des Mannes ist, so berechtigt erscheint andererseits diese Eigentümlichkeit der Frauennatur, im Reiche der Erscheinungen aufzusuchen, oder in Erscheinung umzusetzen, was der Mann im Reich des abstrakten Gedankens erfaßt hat. In diesem Falle hat sie sogar eine doppelte Berechtigung. Denn die Philosophie eines Dichters ist nicht bloße Hirnarbeit; sie ist auf unmittelbar innerlich Durchlebtes, auf empirische Grundlage zurückzuführen. Ihre Anwendung auf das wirkliche Leben, ihre Veranschaulichung, ist also nur eine Rückführung auf den Ausgangspunkt, eine Rekonstruktion der ursprünglichen Grundlage. Der ursprünglichen Grundlage — nur in anderer Beleuchtung; der Frau erscheint die Welt in weicherem Licht als dem Manne. Wer will entscheiden, ob die Mittagssonne den Gegenständen mehr von ihrem eigentlichen, innersten Wesen entlockt, als das mildere Abendlicht? Beide sind da, und darum sind beide in ihrer eigentümlichen Wirkung berechtigt.

So bin ich mir denn wohl bewußt, manches Subjektive zu geben, und darum reiche ich, während Fischer für die ersten Geister der Nation schrieb, dies kleine Buch zunächst der Jugend, die sich gern in subjektiver Darstellung, in unmittelbarer Anschaulichkeit, in lebendiger Beziehung auf das wirkliche Leben das Große nahebringen läßt. Sollte dadurch nur in wenigen das lebendig gemacht werden, was den tiefsten Lebensinhalt Schillers gebildet hat, so wäre mein Zweck erreicht.

Berlin, im September 1886.

Helene Lange.

I.

Es scheint fast ein Wagnis in unseren Tagen, über Schillers philosophische Dichtung zu sprechen, über ein Thema, das so ganz in das Reich der reinen Formen, so ganz in den Gedankenkreis des vorigen Jahrhunderts gehört. Unsere Zeit bringt ihre volle Sympathie nur dem Stofflichen, dem Praktischen entgegen; wir sind gewohnt, aus einem Vortrage eine Menge sofort verwendbaren Materials mitzunehmen, Namen, Zahlen, Thatsachen vor allen Dingen. Wir haben wohl dieselbe Fähigkeit tiefen Interesses, ja, dieselbe Begeisterungsfähigkeit, wie die Menschheit des 18. Jahrhunderts, nur richtet sie sich auf ganz andere Gegenstände. Nichts aber charakterisiert eine Zeit schärfer als das, was in ihr zur Frage, zum Ereignis wird. Die Fragen des 19. Jahrhunderts sind vorwiegend praktischer Natur, auch in Deutschland; wir kennen spanische und orientalische, Arbeiter- und Frauenfragen; in die Stimmung unserer Vorfahren, die sich an der Frage erhitzten, ob der Sänger des Messias den sentimentalen Teufel Abbadona selig werden lassen oder verdammen würde, vermögen wir uns kaum noch hineinzudenken. Wir bringen wohl großen Staatsmännern Fackelzüge; schwerlich würden wir noch in hellen Haufen zum Grabe eines litterarisch verherrlichten Selbstmörders pilgern, wie

die Zeitgenossen Werthers. Eine neue Dichtung, eine Rezension, eine Zusammenkunft litterarischer Größen war jener Zeit, was der unseren Wahlen, Parlamentsreden, politische Kongresse sind. Das Interesse für die ewige Bestimmung des Menschen, für schönes Denken und Handeln ist abgelöst worden durch das Interesse für die natürliche Abstammung des Menschen und möglichst ausgiebige Bethätigung all seiner natürlichen Fähigkeiten: die ästhetische Weltanschauung hat der naturwissenschaftlichen Platz gemacht, die idealistische der realistischen. So stehen die Thatsachen; vor seichtem Moralisieren über solchen Wechsel, wie es ja an der Tagesordnung ist, sollte uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts, denen die absolute Notwendigkeit alles Geschehens klar sein muß, die daraus hervorgehende Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen schützen; giebt uns überdies doch gleich derselbe Glaubensartikel von der Gesetzmäßigkeit aller geschichtlichen Erscheinungen einen Trost an die Hand: so gewiß es notwendig so kommen mußte, eben so gewiß wird es auch wieder anders kommen. In großen Wellenbewegungen schwankt die Geschichte auf und nieder; von ihren beiden Polen, Himmel und Erde, wird die Menschheit abwechselnd angezogen. Und schon jetzt taucht das, was an der ästhetischen Weltanschauung wesentlich war, das ideale Moment, hier und da wieder auf, trotzdem die große Menge noch tief im Banne des Stoffes liegt: die Menschheit kann eben auf die Dauer ihren Adelsbrief nicht verleugnen. Dies ideale Moment kann allein eine Weltanschauung, sie heiße, wie sie wolle, dauernd lebensfähig machen, und es haftet nicht an einem bestimmten Stoff; es muß vielmehr aus jeder Weltanschauung, die sich aus-

gelebt hat, losgelöst werden, um in die neue überzugehen und auch diese zu durchgeistigen. Und so gewinnt es auch in der naturwissenschaftlichen Weltanschauung langsam wieder Boden — der eine Name Lotze genügt als Beleg. Und wie in der Naturwissenschaft, so zeigt der Idealismus auch auf andern Gebieten der Wissenschaft und des Lebens seine unverwüstliche Kraft; mitten im Gezänk der Parteien, im politischen Gewirr erhebt er sein Haupt, und wenn sein Vorhandensein der befangenen Gegenwart entgeht, die Zukunft wird es verzeichnen. Allzureichlich versieht uns zwar die Gegenwart mit diesem idealen Moment noch nicht, und so dürfen wir wohl bei unserem jetzt so unmodernen Dichter noch einmal in die Schule gehen, um aus ihm in reicherer Fülle eben das zu entnehmen, was der Sauerteig jeder Weltanschauung sein muß, die dauernd und menschenwürdig sein soll, und so durch bewußte Selbsterziehung dem geschichtlichen Werdeprozeß zu Hilfe zu kommen. Darum mein Thema.

Die philosophische Dichtung Schillers ist lange Zeit ein ganz besonderer Stolz unserer Litteratur gewesen. Die heutige Richtung bestreitet dagegen der Gedankendichtung überhaupt die Berechtigung. Es gehört zu unseren ästhetischen Glaubenssätzen, daß ein Gedicht einen leichten, mühelosen Genuß gewähren muß, der so oben abgeschlürft werden kann; ein Sallet, ein Leopold Schefer, ein Rückert sind als tendenziös gebrandmarkt; auch Schiller ist stillschweigend gerichtet. Und doch ist die Reflexionspoesie, deren Tage man für gezählt hält, urdeutsche Eigenart und wird sich auch durch die seichte litterarische Gegenströmung unserer Tage nicht aus dem tiefgehöhlten Bette drängen lassen. Ist doch die poetische Form die einzige, in der

sich tief innerlich Durchgerungenes, in der sich vor allen Dingen der Gehalt der höchsten Ideen, die stets nur uneigentlich, im Symbol, gegeben werden können, wirkungsvoll an andere heranbringen läßt. Wer wollte den Psalmen ihre Berechtigung bestreiten? Sie geben uns zugleich ein Kriterium an die Hand, das uns berechtigt, die Haller und Brockes zurückzuweisen: nur da kann von berechtigter Reflexionspoesie die Rede sein, wo es dem Dichter gelungen ist, seine Ideen in den ihnen entsprechenden lebenswarmen Körper zu kleiden, da hat er sogar in gewissem Sinne ein Höchstes erreicht. Und eben diese Aufgabe hat Schiller gelöst, er am reinsten von allen unsern Dichtern. Das Eigenartige seiner philosophierenden Gedichte ist, daß er, der oft klagt, daß ihm bei der Darstellung des wirklichen Lebens die sichere Sinnlichkeit abgehe, die Goethe besitzt, hier in der Welt des schönen Scheins sich mit einer Sicherheit bewegt, die uns zeigt, daß er völlig Heimatsrecht hat. „Weil er von der Wirklichkeit eingeengt wurde" sagt Charlotte Schiller, „ging die Kraft seines Wesens ganz in seine Phantasie über." *) Nirgends ist er abstrakt, überall führt er uns lebendige Gestalten vor Augen, wenn auch von ätherisch-zartem Körperbau, wie er den Lebensbedingungen jener hohen Regionen angemessen ist. Aber diese Gestalten leben, sie bewegen sich, sie reden eine Sprache, die uns hinreißt, ja, sie sind oft von einer Wärme des Kolorits, wie sie dem Dichter selten, vielleicht nur in seinen Jugenddramen, zu Gebote steht, wo es sich um irdische Gestalten handelt. Wir haben hier die seltsame Erscheinung eines Lyrikers,

*) Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Bd. I., S. 116.

der abstrakt wird, wo er die Sinnenwelt schildern soll — man denke an die Lauralieder! — und anschaulich, wo es sich um Abstraktionen handelt. Tief unter ihm und uns liegt die Angst des Irdischen, und auf den Höhen, auf die er uns führt, duften die Blumen und rauschen die Bäume und glühen Früchte zwischen dunklem Laub, und wir wandeln dazwischen und freuen uns am schönen Schein, ohne die Qualen der Begierde zu erleiden, die auch im Genusse nicht verstummt. Kein anderer Dichter ist solcher völligen Weltentfremdung fähig gewesen. Weltentfremdung kennen zwar manche, aber sie irren dann heimatlos zwischen Himmel und Erde; nur er hat die Kraft besessen, sich da oben eine zweite Heimat zu schaffen. Er selbst ist der Herkules, dem Zeus zugestehen muß, als er dort oben die Schale geleert:

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken;
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang.

Mit Goethe liegt die Sache ganz anders. In ihm tritt uns der Olympier einer entgegen; er ist da oben geboren und aufgewachsen. Aber, wie das so Olympierart ist, er genießt mit einer gewissen Gleichgültigkeit Nektar und Ambrosia und wirft verlangende Blicke auf die schöne, liebliche Erde; er steigt endlich hinunter zu den Menschenkindern und teilt mit ihnen Liebesleid und Lust, all ihr schmerzvolles Glück, als wäre er der Ihren einer. Und nun belebt er die Welt um sich her und schafft, ein zweiter Prometheus, unsterbliche Menschentypen, wie sie nie wieder mit so unfehlbarer Sicherheit gestaltet worden sind.

Die Verschiedenheit des Entwicklungsganges unserer

beiden größten Dichter lag in ihrer Anlage völlig vorher bestimmt; die Umstände haben wenig daran ändern können. Goethe war das keuscheste Schönheitsgefühl angeboren, das ihn auch in der wilden Sturm- und Drangzeit vor ernsten Mißgriffen bewahrt. Schiller mußte sich dieses Schönheitsgefühl, dieses Maß erst mühsam erarbeiten; es lag nicht in seiner Natur; ihre ersten dichterischen Äußerungen sind gigantischer, zum teil grotesker Art. Es scheint daher bei oberflächlicher Betrachtung eine gewaltige Kluft zu bestehen zwischen dem Dichter, der die Auswüchse und Roheiten in den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe niederschrieb, und dem Dichter, von dem Goethe sagt:

. . . hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Und doch ist dieser Widerspruch nur scheinbar. Die Roheiten und Geschmacklosigkeiten der Schillerschen Jugendwerke, die wilden, leidenschaftlichen Ausbrüche, was sind sie denn anders, als ein Protest gegen das Gemeine, das ewig Gestrige, gegen die Vernunft, die zum Unsinn geworden ist; was anders, als der leidenschaftliche Schmerzensschrei nach Erlösung von alledem, was die Menschheit von der Erreichung des höchsten Sittlichkeitsideals zurückhält? Ein dunkler Idealismus gestaltet schon Schillers Jugenddramen; aber eben die mangelnde Klarheit läßt ihn in Ausdruck und Mitteln verhängnisvolle Fehlgriffe thun, und der begeisterte Schüler Rousseaus glaubt sein höchstes Ideal erst nach der Zertrümmerung der ganzen gegenwärtigen Kultur erreichen zu können. Langsam kommt dann der Dichter zur Selbst-

besinnung. Im Körnerschen Familienkreise lernt er zum erstenmal nach der unerträglichen Einschränkung seiner Jugendzeit und der Ungebundenheit der Mannheimer Jahre die Freuden freiwilliger Selbstbeschränkung um anderer willen verstehen; das Studium des Lebens und der Geschichte lehrt ihn das Vernunftgemäße auch in den gesellschaftlichen Einrichtungen und in der geschichtlichen Entwicklung erkennen und führt ihn zu der Überzeugung, daß sich auch auf Grund des Bestehenden sein Zukunftsideal verwirklichen lasse. Im Don Carlos steht er zum erstenmal auf diesem Boden. Nicht des Umsturzes alles Bestehenden bedarf es, nicht der Zügellosigkeit, die er bisher mit der Freiheit verwechselt hat, nicht der Vernichtung aller sozialen Einrichtungen und Schranken: nur der Gedankenfreiheit, um die Menschheit ihrer idealen Bestimmung entgegen zu führen. In ernster Arbeit, in angespanntem geistigen Ringen hat der Dichter dieses Ergebnis gefunden. — Dann erblüht ihm sein Liebesfrühling in Rudolstadt, und der Verkehr mit edlen, feingebildeten Frauen macht alles, was noch krankhaft in seinem Empfinden ist, gesund. Vergebens sucht er den Entwurf zum Menschenfeind wieder hervor; die Zeit der pathologischen Dichtung ist für ihn vorbei; von nun an kann er nur gesunde Menschen schildern. Und da greift er zu rechter Zeit zum Studium der Alten, zu dem Wieland ihn schon lange angeregt hat; in den Griechen sieht er von jetzt ab das höchste Menschheitsideal. Am Theetisch zu Rudolstadt, an dem man bis dahin emsig popular-philosophische oder historische Fragen diskutiert hat, wird nun der Homer gelesen, und so völlig ergreift den kleinen Kreis die Gewalt der neuen Anschauungen, daß

in den zahlreichen, zwischen Rudolstadt und Volkstädt hin- und herlaufenden Billets homerische geflügelte Worte eine Hauptrolle spielen. Lotte hofft, als Schiller einmal Zahnweh gehabt, daß er ruhig geschlummert habe, „als die dämmernde Frühe mit Rosenfingern emporstieg,“ *) und Schiller erkundigt sich seinerseits nach Karoline: „Klappert der Pantoffel schon um ihre zierlichen Füße, oder liegt sie noch im weichen, schöngeglätteten Bette?“ **) Nach dem Homer kommen die griechischen Tragiker an die Reihe, und diese Lektüre der Alten vollendet die Umwälzung in des Dichters Anschauungsweise. Er ist von ihrer gesättigten Schönheit, von dem edlen Maß, das ihn aus jeder Zeile anspricht, so in tiefster Seele berührt, daß er den Vorsatz faßt, in den nächsten Jahren nur die Alten zu lesen. „Ich bedarf ihrer im höchsten Grade,“ schreibt er an Körner, „um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.“ ***) Er empfindet, daß ihm diese Lektüre etwas giebt, was er nie in sich hätte finden können; er hat wohl den Zug zu edler, maßvoller Schönheit, aber sie ist nicht in ihm; sie steht außer ihm als eine Göttin, um die er wirbt, die er erringt, und die er uns daher in lebendiger Greifbarkeit zu schildern vermag, weil er sie eben als lebendig empfindet. Goethes Muse in der Zueignung weckt in uns trotz der warmen Farben, die er verwendet, trotz der im Anfang so anschaulich geschilderten Situation,

*) Schiller und Lotte. Cotta 1856. Seite 71.

**) Ebend. Seite 73.

***) Schillers Briefwechsel mit Körner, Leipzig 1874, Bd. I, S. 214. Brief vom 20. August 1788.

keinen rechten Glauben; sie ist eine bloße, luftige Phantasiegestalt, aus Nebel geworden und spurlos wieder verschwindend. Das Gedicht giebt eben nicht innerstes Erlebnis, sondern gestaltete Reflexion, die der Dichter selbst auflösen zu müssen glaubt, was ihm beim Prometheus, beim Ganymed, wo er unmittelbar Erlebtes in allegorischem Gewande giebt, nie eingefallen wäre. Seine Muse hat nie vor ihm gestanden, sie ist nicht außer, sondern in ihm, und darum vermag er, der sonst mit so sicherem Stift seine Gestalten hinzeichnet, ihr nicht die rechte Körperlichkeit zu geben. Viel natürlicher steht ihm der prometheische Trotz zu Gesicht:

Ich dich ehren, wofür?

— — — — — — — — — —

Welch ein Recht
Ergeizen sich die stolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie sind mein, und mein ist ihr Gebrauch.

— — — — — — — — — —

Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

Das ist die Sprache voller, selbstbewußter Schöpferkraft, die einfach gestaltet, was in reichster Fülle aus dem eignen Innern quillt, ohne Verpflichtung nach außen hin, ohne hartes Ringen, ohne ermattenden, aber auch erhebenden Kampf, und Hermann Grimm hat Recht, wenn er von

Goethes Art zu produzieren, besonders in Bezug auf seine Jugendwerke, sagt: „Er setzte sich an den Schreibtisch, ohne zu wissen, was werden sollte, und ließ die Feder laufen".*) Auch in späteren Jahren geht seine Thätigkeit wesentlich von innen nach außen, das Studium giebt ihm nichts dazu, nur die Offenbarung des Lebens wirkt auf ihn ein. Nicht so bei Schiller. Er bedarf des Ernsts, den keine Mühe bleicht; er muß sich von außen her, durch unermüdliche Studien, aneignen, was ihm fehlt, und als er sich endlich nach jahrelanger ernster Geistesarbeit im Besitz dessen sieht, was ihm die Natur versagt, da gilt sein heißester Dank der Kunst, der Muse der Schönheit, die ihn Maß und Selbstbeschränkung gelehrt. So müssen wir uns das erste seiner philosophischen Gedichte, die Künstler, entstanden denken. In diesem ersten philosophischen Gedicht ist zugleich das Programm gegeben für alle andern; aus ihm fließen sie her. Der Kunst, der in ihr verkörperten Schönheit, verdankt der Mensch seine ganze jetzige Kultur; ihr wird er auch seine einstige Vollendung zu danken haben: das ist das Thema, das hier zum erstenmal angeschlagen wird, und dessen Akkorde in der ganzen späteren philosophischen Lyrik Schillers nachklingen. Mit den Künstlern haben wir es daher zuerst zu thun.

Die innere Veranlassung zu dem Gedicht ist aus dem Vorhergehenden klar; die nächste äußere gab wohl die Aufnahme, welche die im Frühjahr 1788 erschienenen Götter Griechenlands gefunden hatten. Das Gedicht war vielfach auf die platteste Weise mißverstanden worden.

---

*) „Goethe" von Hermann Grimm. 2. Aufl. Berlin 1880, S. 96.

In heißer Sehnsucht nach einer poetischen Betrachtung der Dinge, die der kalte Rationalismus jener Tage nicht kannte, beschwört der Dichter das Land der alten Hellenen herauf und läßt uns ein Dasein ahnen, in dem alles durchgeistigt, vom göttlichen Hauche beseelt erscheint. Die anhaltende Beschäftigung mit den Alten läßt ihn das bunte mythologische Gewand wählen für Ideen, die er längst in den philosophischen Briefen niedergelegt hatte. Es sind dieselben Empfindungen, die hier den Julius ausrufen lassen:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie.
Meine Klagen stöhnt' ich in die Lüfte,
Freute mich, antworteten die Klüfte,
Thor genug, der süßen Sympathie.

Wer erkennt diese Gedanken, die sich in rohester Form schon in dem geschmacklosesten aller Liebeslieder, dem Geheimnis der Reminiscenz finden, nicht wieder in den Worten:

An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höh'ren Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur.

Diese echt religiöse Sehnsucht nach einer Weltanschauung, bei der auch das Herz, das Gemüt zu seinem Recht kommt, hat das Gedicht eingegeben, nicht bloße Sympathie für die vielköpfige, bunte griechische Götterwelt. Auf diese Annahme führt schon der Umstand, daß die Götter Griechenlands eben so wenig eine objektiv genaue Darstellung der hellenischen Götterwelt geben, wie ihr

entschiedenster Gegensatz, Goethes Parzenlied. In beiden Gedichten ist die weitentlegene Weltanschauung, deren tiefere Charakterzüge das große Publikum nicht kontrollieren kann, den Dichtern nur ein bequemes Gewand für ihre eigenen Ideen gewesen, dem einen für die tiefempfundene Tragik des Menschenlebens, dem andern eben für den liebesseligen Pantheismus, der ihm die Theosophie des Julius in die Feder diktiert, und beide Dichter sind sich dieser Willkür völlig bewußt. Schiller spricht das seinem Freunde Körner gegenüber offen aus in Worten, die wenigstens für seine Produktionsweise volle Gültigkeit haben: „Der Dichter," sagt er in einem Briefe vom 25. Dezember 1788, „behandelt niemals das Wirkliche, sondern immer das Idealische oder das kunstmäßig Ausgewählte aus einem wirklichen Gegenstande," und weiterhin: „Die Götter der Griechen, die ich ins Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie in eine Vorstellungsart zusammengefaßt."

Tiefere Naturen haben sich durch das bunte Gewand denn auch nicht am rechten Verständnis des Gedichts hindern lassen. So schreibt Friedrich Perthes einige dreißig Jahre später: „Es liegt etwas tief Ergreifendes für mich in Schillers Göttern Griechenlands; sie geben lebendig den Eindruck wieder, den die zu hölzernem Verstandesmechanismus und langweiligem Unglauben herabgesunkene Zeit auf ein tiefer angelegtes Gemüt macht. — Nur der kann Schiller verkennen, der die zornige Wehmut eines Menschen nicht ahnt, welchem Sehnsucht nach Hilfe die Brust erfüllt, die Kinderstube aber den Glauben des Christen nicht mit ins Leben gab; nur der kann vornehm

gegen Schiller sich ereifern, der nicht weiß, wie dem zu Mut ist, der sich ausstreckt nach dem lebendigen Gott und nichts findet in seiner Zeit, als den kalten, in astronomischer Erhabenheit thronenden Götzen des Verstandes." — Unter den Zeitgenossen waren verhältnismäßig wenige, die den Dichter verstanden; das oberflächliche Urteil sprach sein Anathema auf Grund einzelner Ausdrücke, und Stolberg sprach aus dem Herzen vieler, wenn er in seinen „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands" ausruft: „Ich möchte lieber der Gegenstand des allgemeinen Hohns sein, als ein solches Lied gemacht haben, wenn auch ein solches Lied mir den Ruhm des großen und lieben Homers zu geben vermöchte".*) Stolberg ist also seicht genug, in dem Gedicht eine ernsthaft gemeinte Demonstration für die Vielgötterei zu sehen, und meint wirklich, den Monotheismus und besonders das Christentum gegen Schiller verteidigen zu müssen. Der Dichter, der in einem Brief an Goethe einmal ausdrücklich bekennt: „Ich finde in der christlichen Religion die Anlage zum Höchsten und Edelsten," dem es „in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen"**) ist, und dessen Angriffe sich immer nur gegen die widrigen Entstellungen dieses Edlen und Höchsten, besonders gegen den seichten Rationalismus gerichtet haben, hat auf den plumpen Ausfall Stolbergs keine direkte Antwort gehabt, obgleich Wieland ihm zuredete, „den platten Grafen Leopold für seine, selbst eines Dorfpfarrers im Lande Hadeln un-

*) Braun, Schiller im Urteil der Zeitgenossen. Bd. I, S. 213.
**) Brief an Goethe vom 17. August 1795.

würdigen Querelen ein wenig heimzuschicken"; — als indirekte Antwort dürfen wir „die Künstler" betrachten. Da Stolbergs Angriffe die Berechtigung einer poetisch-künstlerischen Weltanschauung in Frage gestellt haben, so legt der Dichter diese in den Künstlern dar: die Mission des Künstlers ist ihm geradezu, die Menschheit durch die Schönheit zu erziehen, sie Gott selbst zuzuführen.

Ein Wort über die Behandlung, ehe ich an die Dichtung selbst herantrete. Es ist Sitte geworden, zu unseren klassischen Werken Kommentare zu schreiben, die nach Goethes bekanntem Ausspruch geschrieben scheinen, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat. Ich bin weit entfernt, die Arbeit der Kärrner zu unterschätzen, nur darf sie sich nicht so breit machen, wie sie es heutzutage thut. Bei der Betrachtung eines klassischen Kunstwerks ist und bleibt doch die Hauptsache, die Genialität des Entwurfs zu zeigen, das Ganze im Auge zu behalten. Heutzutage kommt man über das Kleine und Kleinste nicht fort; jeder Ausdruck wird bekrittelt; der Dichter erhält gute Ratschläge, wie nach des kleinen Beurteilers Meinung dies und jenes besser zu machen sei; man tastet die Originalität jedes Gedankens an, und bei der durchgängigen Gleichartigkeit menschlichen Thuns und Denkens ist es ja ein Leichtes, für die alte Akiba'sche Weisheit neue Belege zu finden. Diese Nachweise, daß jedes Wort, jede Situation schon irgendwo einmal ähnlich vorgekommen, haben oft etwas ungewollt Komisches. Es ist denn doch eine starke Zumutung, wenn wir, wo nur einer vom Pferde steigt, glauben sollen, da habe dem Dichter diese oder jene Scene aus dem Homer oder Shakespeare „vorgeschwebt".

Wie soll überhaupt ein Dichter etwas darstellen, was noch nie dagewesen? Die einzelnen Steinchen der Mosaik sind sich immer gleich, die Art, wie er sie zusammensetzt, der große Wurf des Ganzen verrät den Künstler.

Was gegen solche Bekrittelung, die sich als „philologisch-kritische" Betrachtungsweise auch schon in unseren Schulen breit macht und sich dort an der frischen jugendlichen Begeisterung versündigt, einzuwenden ist, trifft natürlich nicht den Kommentar überhaupt, soweit er sich eine Orientierung über Ort, Zeit, Entstehungsweise und schwer verständliche Einzelheiten zur Aufgabe macht. Den Viehoffschen Kommentar zu Goethes und Schillers Gedichten, der bei entschiedener Pietät und feinem Verständnis für dichterische Eigentümlichkeit so dankenswerte und meistens das Rechte treffende Nachweise und Erklärungen für die Einzelheiten giebt, wird niemand entbehren wollen. Sein Vorhandensein macht für mich das Eingehen in Details, das überdies meinen ganzen Plan verschieben würde, völlig überflüssig. Was hingegen, wie mir scheint, immer wieder einmal unternommen werden muß, und was ich in Bezug auf Schillers philosophische Dichtung versuchen will, ist: in großen Zügen den Grundriß nachzuzeichnen, den das fertig gewordene Gebäude bedeckt, so daß er dem Beschauer nicht immer gleich klar entgegentritt; mit Hilfe der anderweitigen Ausführungen des Dichters selbst einen Einblick zu geben in die eigentümlich überirdischen Kreise, in denen sich die Gedankendichtung Schillers bewegt; den idealen Gehalt herauszuziehen, um ihn für das Bewußtsein der Gegenwart fruchtbar zu machen.

Bei der Eigenartigkeit dieser Schillerschen Gedanken-

dichtung fehlt es nun der Sprache oft am treffenden, so zu sagen technischen Ausdruck, so daß man wohl genötigt ist, wieder zu einem Bilde zu greifen, um ein Bild zu erklären; es ist dies oft das einzige Mittel, Empfindungen näher zu kommen, die wohl nachgefühlt, aber nicht in drei Worten scharf definiert werden können. Sie gleichen ungemünzten Goldbarren, deren Annahme nur der unkundige Krämer verweigern könnte, da ihm der Wert nicht in landesüblicher Münze geboten wird. Und in landesübliche Münze umsetzen, in die ganz alltägliche Prosa des gewöhnlichen Lebens darf auch der Erklärer solche Stelle nicht, wenn er sich nicht am Genius des Dichters versündigen will.

In die Entstehung unseres Gedichts gewährt uns der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner eigentümlich interessante Einblicke. Wir können uns an der Hand weniger Notizen ein klares Bild machen von dem allmählichen Werden des Kunstwerks in des Dichters Seele, von der ersten Konzeption, vom langsamen Ausreifen bis zur Vollendung. Wir sehen, wie der Dichter mit seinem Stoffe wächst, wie die Ideen sich vertiefen und das ursprünglich leichter angelegte Gedicht immer geistigeren Charakter gewinnt. Malerische Effekte, wie sie die frühere Eingangsstrophe bot:

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm;
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,

die jetzt bekanntlich die Macht des Gesanges einleitet, opfert der Dichter willig dem tieferen Gehalt, den das Gedicht allmählich unter seiner Hand gewonnen, und der

einen einfacheren, ruhig-epischen Anfang geeignet erscheinen ließ.

Das Gedicht: „Die Künstler" zerfällt in einen philosophischen und einen historischen Teil. Im ersteren führt der Dichter den Grundgedanken des ganzen Gedichts: daß die Schönheit den Menschen zur Wahrheit führe, in Bildern und Vergleichen durch; im zweiten sucht er eine Art von Beweisführung auf empirischem Wege dafür zu liefern.

Der Dichter beginnt mit einer Anrede an die Menschheit des achtzehnten Jahrhunderts:

I Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschlossnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reifste Sohn der Zeit,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg,
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Wie lebhaft versetzt uns dieser Eingang in die Jahre zurück, die unmittelbar der Revolution vorhergehen! Wie groß erscheinen dem Sohn jener Zeit die Errungenschaften des Jahrhunderts, wie nahe das höchste Ziel, das er kennt: die vollendete Humanität. In Frankreich scheint eben die Morgenröte der Freiheit emporzusteigen, die Natur ist bezwungen, die Vernunft herrscht, das Denken ist frei: und in siegesgewissem Optimismus sieht der Europäer von 1789 einer glänzenden Zukunft entgegen!

Wenige Jahre später, und dies kulturfrohe Selbstbewußtsein ist geschwunden: die französische Guillotine und der eiserne Tritt der Heere lassen die Täuschung nicht mehr aufkommen, daß die Menschheit ihrer Vollendung naht. Wie anders tritt uns das Zeitbewußtsein schon in Hermann und Dorothea entgegen! Hier die Friedenspalme, dort das Schwert; hier vollendete Harmonie des Lebens, dort nur der Wunsch, festzustehn in der allgemeinen Erschütterung; hier Musen und Grazien, dort der Gott der Geschichte in Wolken und Feuer. Nur jetzt, nur in diesen Jahren noch war ein Gedicht wie „die Künstler" möglich, ja fast notwendig als der völlig angemessene Ausdruck der Zeitanschauungen. Nie zuvor ist sich die Menschheit, die deutsche Menschheit wenigstens, so ihres Adels bewußt gewesen wie in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, weil vielleicht nie zuvor ihre Interessen so durchaus geistiger Natur gewesen sind.

Aber sie vergesse nicht, so leitet der Dichter zu seinem eigentlichen Gegenstand über, wem sie ihre glänzenden Siege verdankt.

Berauscht von dem errungnen Sieg,
Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlassnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
In leichten Rätseln dich erraten ließ,

Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab,
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

In einer flüchtigen Skizze wirft der Dichter hier den Gedanken des ganzen Gedichts hin. Der Mensch ist aus dem Reiche des reinen Geistes verstoßen in die Sinnenwelt, um dereinst geläutert und gereift in die ewige Heimat zurückzukehren. Aber er würde ohnmächtig dastehen vor der unerbittlichen Pflicht, deren Erfüllung ihm allein die verscherzte Geisterwürde wiedererringen kann, wenn die Kunst sich nicht seiner annähme. Sie lehrt ihn das Gute und Edle lieben, ehe er mit klarem Bewußtsein sittlich zu handeln vermag; sie warnt ihn vor Übermut und Vermessenheit, indem sie ihm das Schicksal des Tantalus schildert, des Ikarus, der zur Sonne fliegt, des Prometheus, der an den Felsen gefesselt wird. Sie stellt Herkules an den Scheideweg und läßt dem mutigen Überwinder durch Hebe den Nektar reichen; sie stellt die unausbleiblichen Folgen der bösen That als schreckliche Furien dar; sie zeigt den Tartarus dem Bösen, dem Guten Elysium. So führt, um das Bild zu verlassen, das ästhetische Gefühl im Menschen ihn zum Guten und Edlen, ehe er dem kategorischen Imperativ zu gehorchen vermag; dies Gefühl hat die Mythen geschaffen, die leichten Rätsel, aus denen „das Geheimnis der erhab'nen Tugend" erraten werden soll. Aber nicht nur solche halb unbewußten Spiele der Einbildungskraft wie diese Mythen, sondern

bewußte Kunstschöpfungen soll der Mensch hervorbringen, damit die dumpfe Menge aus ihnen die Ideen aufnehme, die den Schöpfer bewegen: aus dem ästhetisch beanlagten Menschen soll der Künstler werden. Dazu bedarf er der Technik, der theoretischen Kenntnisse, der jahrelangen mühevollen Arbeit; aber, so mahnt ihn der Dichter, er vergesse nie, daß nicht die handwerksmäßig zu erlernende äußere Ausübung der Kunst, daß nicht die glänzende Technik, sondern die durch sie zum Ausdruck gebrachte Idee die Hauptsache ist; er verwechsle nicht die niederen Dienerinnen der Kunst, Fleiß und Geschicklichkeit, mit ihr selbst! Das Wesen der Kunst ist die Darstellung geistig-sittlicher Ideen in sinnlicher Gestalt. Nur der Mensch ist solcher Verkörperung der Ideen fähig (der Dichter nimmt hier augenscheinlich über ihm stehende Geisterordnungen an, zu denen er ihn in Gegensatz stellt); er allein bedarf ihrer aber auch, da das Abstrakte nur in anschaulicher Form wirklich bestimmend auf ihn wirkt. So bleibe er sich denn auch stets dieser eigentlichen Aufgabe der Kunst bewußt: das Göttliche zu verkörpern, nicht durch glänzende Technik zu blenden. Und wie denn ein Dichterwort ewige Wahrheit hat, so gilt diese Mahnung eben so gut, ja fast mehr dem neunzehnten als dem achtzehnten Jahrhundert.

Wenn wir auf den Abschnitt zurückblicken, so muß uns der Gegensatz auffallen, den die hier ausgesprochenen Gedanken zum Eleusischen Fest bilden. Hier ist es die Kunst, dort Ceres, die Göttin des Ackerbaus, der die Menschheit ihre ganze Kultur verdankt. Aber den Dichter darum der Inkonsequenz zeihen hieße vergessen, daß es sich hier nicht um eine intellektuelle, sondern um eine poetische Wahrheit handelt; wir könnten ja sonst auch dem Dichter

vorwerfen, daß er hier sagt: „Herr der Natur, die deine Fesseln liebet“ und in der Glocke: „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand“. Poetisch wahr ist alles, was uns der Dichter für den Augenblick wirklich glauben machen, wovon er uns überzeugen kann, und dazu muß er in jeder seiner Stimmungen einseitig sein, wie der Reformator einseitig sein muß. So wenig Melanchthon je eine Reformation zu stande gebracht hätte, weil er neben der seinen auch noch andere Auffassungen gelten ließ, so wenig wären die Künstler entstanden, wenn der Dichter sich kühlen Betrachtungen hingegeben hätte über die Momente, die außer der Kunst für die Erziehung des Menschengeschlechts in Betracht kommen. Will er uns die volle Bedeutung der Kunst veranschaulichen, so sieht er nur sie und läßt auch uns nur sie schauen; das hindert ihn nicht im geringsten, ein andermal die Gestalt der Ceres in den Mittelpunkt ganz ähnlicher Ausführungen zu stellen. Was für den Philosophen ein Fehler wäre, ist für den Dichter Gesetz; der augenblicklichen Einseitigkeit seiner Ideen verdanken wir die vollendete Täuschung, und haben wir es also mit einer Inkonsequenz zu thun, so ist es eine liebenswürdige, für die wir dem Dichter dankbar sein müssen. Was Goethe einmal von sich sagt, daß eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß, gilt vom Dichter und besonders vom Lyriker überhaupt. Die Poesie hat ihre eigene Logik; ihr Glaubensbekenntnis von heute ist nicht immer das gestrige.

Der Dichter ergeht sich nun in freien Variationen über das gegebene Thema, ohne sich an eine Reihenfolge streng zu binden:

III Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land.
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Übt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

IV Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen,
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt.
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand —
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahnend schon empfand?

V Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn.

Der Gedanke, der hier in wunderbar schönen Bildern immer wieder nach allen Seiten hin erörtert wird, würde

auf die Formel zu bringen sein: Die reine Wahrheit ist nicht für den Menschen; sie ist ihm nur zugänglich im Gewande der Schönheit; das Gefühl für das Schöne soll ihn für die Wahrheit erst reif machen. Es ist der Grundgedanke des Gedichts, und wir dürfen uns nicht damit begnügen, uns dem Zauber der Bilderpracht hinzugeben, die ihn umkleidet, dem bestrickenden Tonfall der Worte zu lauschen, sondern müssen uns einmal mit ihm abfinden, dem eigentlichen Gehalt dieser Bilder nachgehen; der Dichter kann nur dabei gewinnen, wenn wir sehen, wie völlig sie sich mit den Abstraktionen decken, die er veranschaulichen will. Daß nun die reine Wahrheit für den Menschen nicht erkennbar ist, gehört heute zu den trivialen Sätzen. Unsere Erkenntnis ist an die Sinnesauffassung geknüpft; Raum, Zeit und Kausalverhältnis sind nicht wirklich, sondern nur uns eigentümliche Vorstellungsformen; das eigentliche Wesen der Dinge, das Übersinnliche, entzieht sich unserer Erkenntnis. Wie aber vermag es sich uns denn im Gewande der Schönheit zu offenbaren? Vielleicht ist es hier, wo wir uns mit Philosophie nicht zu beschäftigen haben, nicht unangebracht, der Sache durch eine Analogie näher zu kommen, und vielleicht ist dieser Lösungsversuch auch am geeignetsten, um der eigentümlich Schillerschen Vorstellungsart an dieser Stelle gerecht zu werden. Die Wahrheit, die volle Erkenntnis des Wesens aller Dinge ist ihm eins mit der Erkenntnis ihres geistigen Prinzips, ihres ewig fortwirkenden stofflosen Elements, mit voller Gotteserkenntnis. Wie kann uns die im Gewande der Schönheit zu teil werden? — Versuchen wir es also mit einem Vergleich. — In der Seele des Kindes lebt ohne Frage eine ganz falsche Vorstellung vom Leben des Erwachsenen. Es

sieht wie in einen Zaubergarten hinein, in dem es auch einmal wandeln wird und die jetzt noch verbotenen Früchte brechen, in dem es sich selbst als den gefeierten Helden unzähliger Abenteuer erblickt, die es mit allem Zauber seiner Phantasie umkleidet. Dies Bild vom Leben des Erwachsenen, das sich nun freilich je nach dem Alter verändert, immer aber lockt und glänzt, übt einen unendlichen Reiz und eine entschiedene Wirkung auf des Kindes Gemüt; sein Streben wird dadurch beeinflußt; es arbeitet an sich, um das Ideal, das ihm vorschwebt, sei es eine reine Phantasiegestalt oder eine edle dichterische Schöpfung, sei es ein Mensch, den es sich verklärt, zu erreichen oder seiner würdig zu sein. Und wenn es dann erwachsen ist, so ist all der goldene Schimmer verflogen; das Leben, das ihm eitel Genuß und Freude schien, ist ernste Pflichterfüllung, und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Und doch, ist das Kind erwachsen, so möchte es seinen Wirkungskreis nicht mit der strahlenden, aber gehaltlosen Welt vertauschen, die seiner Kindesphantasie so verlockend erschien; Mühe und Arbeit sind seine Freude, und vielleicht der höchste Genuß im Menschenleben der, sich für eine Idee zu opfern. — Aber was ist denn die Begeisterung des Erwachsenen für die Idee andres als das Gefühl, das die kleine Brust des Kindes schwellte, wenn es vom Kampf mit Riesen und Drachen träumte, wenn es einem Menschen nacheifern wollte, den es sich zum Ideal umgeschaffen? Alles, was es damals ahnte, ist ja wahr, in viel größerer und schönerer Weise wahr, als es damals ahnen konnte: Riesen und Drachen soll es bekämpfen, nur andere als die der Märchenwelt, und die Kraft, für Ideen jetzt einzutreten, hat es sich nur erworben an seinen Idealen. Hätte ihm

aber die Zukunft von vorn herein ihr wahres Gesicht gezeigt, so wäre es erschrocken zurückgewichen vor dem, was man von ihm verlangte und was ihm keine Sympathie abzugewinnen vermocht; grau und trostlos wären ihm die Ideen erschienen, die an die Stelle seiner bunten, lustigen Ideale treten sollten, und mutlos wäre es vor einer Zukunft zurückgewichen, die jedes Reizes in seinen Augen entbehrte. — Und so, meine ich nun, geht es uns Erwachsenen auch. Wie das Kind sich eine Zukunft voll Glanz und Schein träumt, so auch wir. Weil wir fühlen, daß das geistig-sittliche Element in uns eines ewigen Fortwirkens unter immer neuen Bedingungen fähig ist, fähig, „zur großen Geistersonne freudig den Vollendungsgang zu wagen", weil wir die Unzerstörbarkeit des Guten, des Göttlichen in uns fühlen, so sind wir auch einer ewigen Dauer sicher, eines zukünftigen Lebens, das wir nun mit allem Schimmer des Irdischen umkleiden, ob uns wohl die Vernunft sagen könnte, daß eine übersinnliche Existenz solchen Schimmer nicht kennt. Aber wir vermögen uns von irdischen Bildern und Vergleichen nicht loszulösen; wir vermögen das Übersinnliche nur in sinnlicher Form zu denken; wir meinen sehen, hören, fühlen zu müssen, obwohl die Physik nicht müde wird uns zu sagen, daß die Welt an sich weder dunkel noch hell, weder laut noch leise ist; daß kein Ton ist, wo nicht ein Organ des Hörens, kein Licht und keine Farben, wo nicht ein Organ des Sehens vorhanden. Uns fröstelt bei dieser Vorstellung, und uns fröstelt noch viel mehr, wenn wir versuchen, uns ein ganz abstraktes Jenseits zu gestalten, in dem all die schöne, warme Menschlichkeit nicht sein soll, in dem man sich die Hand nicht drücken, sich nicht ins Auge sehen kann. Dies

Jenseits kann keine Wirkung auf uns üben; wir haben kein Organ, seine Freuden zu fassen. Eben so wenig Wirkung hat auf uns die reine Gottesidee, das kalte Absolute. Wir mögen uns hundertmal wiederholen, daß die Gottesidee gar nicht abstrakt genug gefaßt werden kann: Einfluß auf uns hat doch nie der Gott des Philosophen, sondern der Gott, der auf Erden wandelt, der Mensch ist und doch mehr als Mensch, der nicht starre, abstrakte Tugend von uns fordert, sondern begeisterte Liebe. Und was so das gläubige Gemüt bewegt, was ihm so schön erscheint, es muß wahr sein, in demselben Sinne wahr, wie des Kindes begeisternde Ideale, nur muß die Wirklichkeit so unendlich hoch über dem Symbol stehen, wie das Leben des Erwachsenen über dem Traumbild des Kindes. Und wenn wir die Wirklichkeit fassen, so werden wir uns eben so wenig unsere Symbole zurückwünschen, wie das herangewachsene Kind seine Märchenherrlichkeit. Sähen wir sie aber jetzt klar vor Augen, so stände sie unverständlich und erschreckend vor uns; wir würden zusammenbrechen wie die sterbliche Semele, als Jupiter in seiner Herrlichkeit vor sie hintrat: die reine Gotteserkenntnis würde uns vernichten. So zieht uns die Begeisterung, mit der wir sie im Bilde schauen, allmählich zu ihr hinauf; was auch hinter dem Traum des Lebens stecke, fassen können wir es nur im Symbol, und je reiner und geistiger sich dies Symbol gestaltet, je mehr es vom Stofflichen sich loslöst, je mehr es nur das gestaltet, was das tiefste Gefühl uns offenbart, um so sicherer werden wir in ihm das Übersinnliche ergreifen. So werden wir erzogen wie die Kinder: die graue, öde Welt schmückt sich für uns mit Licht und Farbe; die schwere Aufgabe, das Rechte zu thun,

wird uns leicht gemacht durch die lebendige Begeisterung für alles Edle und Gute in unsrer Brust; zur reinen Gotteserkenntnis werden wir erzogen an Symbolen, und was wir in dieser menschlichen Form verehren, das ist schließlich doch Gott.

Am meisten den Gesetzen der Schönheit gemäß vollzog sich nun diese Symbolisierung des Göttlichen bei den Griechen, dem Volk, das „unter allen den Traum des Lebens am schönsten geträumt". Hier tritt uns das Symbol nicht nur geistig, sondern plastisch-greifbar entgegen; daher der unendliche Reiz, den das Griechentum gerade für den tieferen Künstler hat, für den die Kunst Gefäß des Geistes ist; daher auch bei Schiller der Ausgangspunkt die Götter Griechenlands; darum die ganze Schilderung an das Griechentum angelehnt.

Vielleicht hat das Vorhergehende so ungefähr den Gedankengang klar gelegt, den der Dichter genommen haben muß, als er die wundervollen Bilder des dritten Abschnitts hinwarf. Venus Urania mit ihrem Sternenkranz ertragen nur die reinen Geister; sollen wir sie schauen, so muß sie die Feuerkrone ablegen und sich zu unserm kindlichen Verständnis herablassen. Aber es ist dieselbe Göttin, und wir können uns getrost ihrer Leitung anvertrauen; sie wird unser schwaches Auge an immer helleres Licht gewöhnen, bis wir sie auch auf ihrem Sonnenthron schauen können. Alles wahrhaft Schöne ist Symbolisierung des Göttlichen, darum vermag uns die echte Schönheit, die echte Kunst dem Göttlichen zuzuführen.

Und so wacht sie denn auch über dem Menschen in treuer Sorge:

VI Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

VII Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.
Die ihrem keuschen Dienste leben,
Versucht kein niedrer Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben,
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freiheit süßes Recht, zurück.

Den gleich zu Anfang flüchtig angedeuteten Gedanken, daß der Mensch, von Gott verstoßen, die verscherzte Glückseligkeit wieder zu erringen bestimmt ist, führt der Dichter näher aus. Er kreuzt hier eine Gedankenreihe, die er in seiner Abhandlung „über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde" einschlägt, allerdings von ganz anderem Ausgangspunkte herkommend, wie er der prosaischen Abhandlung, in der er freilich, streng genommen, auch nur Poet ist, mehr angemessen ist. Es ist

interessant zu sehen, von wie verschiedenen Punkten aus der Dichter das große Problem menschlichen Lebens und Strebens zu lösen sucht. Hier ist ihm der Mensch ein verbannter Geist, der an der mitleidigen Hand der Kunst die verscherzte Heimat wieder erringen soll, dort ein instinktbegabtes Naturwesen, das nur das schönste und geistreichste aller Tiere geworden wäre, wenn es nicht in einer glücklichen Stunde die Herrschaft des Instinkts abgeschüttelt und mit der ersten Schuld zugleich den ersten Schritt zur moralischen Freiheit gethan hätte. Das moralische Übel hat der Mensch in die Welt gebracht, aber nur um das moralische Gute darin möglich zu machen. Den ersten Schritt hat er damit auf der Leiter gethan, die ihn nach Verlauf von vielen Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen wird. Wie ganz anders scheint diese Auffassung als die in den Künstlern, und doch geht derselbe Grundgedanke hindurch: aus müßiger, unwürdiger Ruhe, aus passiver Unschuld muß der Mensch durch Kampf und Sieg zu bewußter Unschuld, zu sittlicher Freiheit sich durchringen. Und diese sittliche Freiheit hat er in dem Augenblick errungen, wo er aus Liebe zum Guten das Gute thut, nicht aus Zwang: dieser Lieblingsgedanke Schillers, um den sich seine spätere Gedankendichtung zum großen Teil dreht, klingt hier vorahnend an. — Glückselig darum die, die diese Liebe zum Guten in den Menschen nähren, die sie dem keuschen Dienste der Schönheit werben dürfen, glückselig die Künstler, so schließt der Dichter den ersten Teil seines Gedichts ab:

VIII. Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,

Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkor, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhabne Geisterwelt
War't ihr der Menschheit erste Stufe!

Die reine Wahrheit ist uns allen unzugänglich, aber auch die reine Schönheit erschließt sich nur wenig gottbegnadeten Seelen, nur dem echten Künstler, der dann die in Momenten der Weihe aufgenommenen Eindrücke uns in sinnlicher Form verkörpert. Nur als ihr Priester soll er sich fühlen: das ist die Mahnung, mit der der Dichter den ersten Abschnitt schließt und die er auszusprechen von Allen am berufensten war, denn wenn es einen gegeben, der nie seine Aufgabe als Künstler vergaß, nie vergaß, daß der Menschheit Würde in seine Hand gegeben, so war es Schiller.

II.

Im ersten Abschnitt der Künstler ist der Grundgedanke des ganzen Gedichts: die Menschheit verdankt ihre ganze Kultur der Kunst, philosophisch ausgeführt; es bleibt dem Dichter die Beweisführung, die er auf anschaulich-historischem Wege zu geben sucht. Darauf begründet er eine weitere Behauptung: nicht nur ihre bisherige Kultur hat die Menschheit der Kunst zu danken, auch ihre dereinstige Vollendung, das Erfassen der vollen Wahrheit, wird sie nur der Kunst, der schöpferischen Phantasie, nicht etwa der Wissenschaft zu verdanken haben. Diesen Satz kann der Dichter auf empirischem Wege nicht beweisen; seine Erfüllung gehört der Zukunft an. Es bleibt ihm nur ein Weg, auf dem man poetische Wahrheiten immer beweisen kann: er muß uns hinzureißen suchen durch die Schönheit seiner Idee, durch die Begeisterung, mit der er sie vorträgt.*) Kann er uns schauen lassen, was er schaut, uns zu seiner Stimmung erheben, so hat er seine Sache gewonnen, so trauen wir seiner Verheißung:

---

*) „Was der Philosoph beweisen muß, kann der Dichter als einen gewagten Satz, als einen Orakelspruch hinwerfen; die Schönheit der Idee macht, daß man ihm aufs Wort glaubt." Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. K. a. Sch., Brief vom 4. März 1789.

Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.

Der Dichter beginnt seinen sogenannten historischen Teil mit einer Schilderung der Menschheit **vor** dem Auftreten der Kunst:

IX Eh ihr das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeßner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Wir haben den besten Kommentar zu dieser Stelle beim Dichter selbst, in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, wo er eine Art von Umschreibung dazu giebt. Ich ziehe ein paar Sätze herbei, da ihre einfache Prosa am besten geeignet erscheint, auch dem Verstande nahe zu bringen, was hier nur der Phantasie in glänzenden Bildern geboten wird.*)

„Der Mensch in seinem physischen Zustand," so heißt es im 24. Briefe, „erleidet bloß die Macht der Natur. . . . In dieser Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand; alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft; was ihm weder giebt noch

*) Vgl. zu dieser Stelle den fünften Vortrag.

nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. . . . Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannigfaltigkeit an seinen Sinnen vorübergehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände und will sie an sich reißen, in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beiden Fällen ist sein Verhältnis zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfnis gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark ist sein . . . .
Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er seinem scheuen, düstren Blick.
Es wird zur Wut ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt seine Wut umher,"

so faßt der Dichter dann selbst seine Schilderung in Iphigeniens Worten zusammen. So irrt der Mensch „in dumpfer Beschränkung durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet und im Wiederscheine des Bewußtseins sich endlich die Gegenstände zeigen". Die erste reine Freude an der Natur empfindet der Mensch in dem Augenblick, wo er sie betrachtet ohne jeden Gedanken an seinen materiellen Nutzen.

Und wie sie fliehend jetzt vorüber fuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Krystall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm,
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.
Zu edel schon, nicht müßig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden Schatten nach,
Im Umriß ward sein Dasein aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süße Lust,
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Der Dichter spricht hier das Geheimnis nicht nur der *ersten*, sondern *aller* künstlerischen Konzeption aus: sie knüpft sich nur an Momente uninteressierter, leidenschaftsloser Betrachtung, an Momente, wo die Seele daliegt wie ein glatter See, in dem ihr Antlitz weiden alle Gestirne. Kein Wunsch, keine irdische Angst trübt die reine Auffassung der Welt, mit klarem Auge sehen wir in die Schöpfung, und nur in solchen Momenten ist ihre Schönheit für uns da. Die Wiese, der Wald, die wir auf ihren Ertrag abschätzen, an die uns materielles Interesse knüpft, zeigen vergebens ihre weichen Linien, ihre mannigfache

Schattierung, die hin- und herspielenden Sonnenlichter; wir sehen nichts davon, unsere Seele steht im Dienste des Stoffes. Die verfallende Hütte, der vom Blitz zerschlagene Baum erfreuen selten den Besitzer; sie erscheinen uns erst malerisch, wenn ihr Zustand uns nicht schädigt, und die großartige Pracht einer Feuersbrunst wird selten den ergreifen, der sein eigenes Hab und Gut untergehen sieht. Sollen wir eine reine, selbstlose, also sittliche Freude an den Gegenständen haben, so muß unsere Seele frei vom Stoff, von der Sorge um das Materielle sein. Den ersten Moment solcher freien, selbstlosen Freude schildert uns nun der Dichter. Ein künstlerisch angelegtes Gemüt erfüllt in einer glücklichen Stunde freier Muße die Freude am schönen Schein, am schlanken Wuchs, am Spiegelbild der Ceder, und in dieser Freude liegt die erste ethische Regung; der erste Schritt auf der Bahn der Sittlichkeit, die doch schließlich mit der Selbstlosigkeit zusammenfällt, ist gethan. Soll aber das, was so das empfängliche Künstlergemüt ergriff, allgemein wirksam werden, allgemein befreien, so bedarf es der Gestaltung, denn das, was der Künstler in der Natur sieht, was auf ihn unmittelbar wirkt, sieht der Laie nicht, er erblickt es erst in der Interpretation des Künstlers. Und für diese Gestaltung ist gesorgt, dem echten Künstler ist sie einfach Bedürfnis; die edlen Linien, die sein Auge entzückten, er zieht sie im Sand, im weichen Thon nach. Doch dies halb unbewußte Nachbilden genügt ihm bald nicht mehr; mit Bewußtsein muß er das Schöne schaffen können, wenn er nicht zeitlebens an eine sklavische Nachahmung der Natur gebunden sein, wenn er vor allem seine Wirkungen berechnen können will.

XI Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,
Verrieten die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
Verknüpfte der erfindende Verstand
In leichtem Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floß aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

XII Die Auswahl einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Strauß gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt wurden S t r ä u ß e schon in einen K r a n z gewunden,
Und eine zweite höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.
Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muß, dem Gleichmaß unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schließen,
Der Held im Heldenheer zerfließen,
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

Der Künstler darf nicht schaffen, ohne sich bewußt zu sein, was ihn selbst in den Gegenständen, die er darstellt, so mächtig gepackt hat, und was er folglich bei seinem Kunstwerk zu berücksichtigen hat, um auch andere zu ergreifen: es ist das edle Maß, die Unterordnung eines Teils unter den anderen, oder, um ein Wort zu gebrauchen, an dem jene Zeit eine besondere Freude hat: die vollendete Harmonie. Sie ist der Talisman, der des Künstlers Auge

entzückt, und dessen Besitz ihn erst zu eigener, schöpferischer Thätigkeit befähigt. Er ahmt nun nicht mehr sklavisch gegebene Konturen nach: er wagt neue Formen zu erfinden; ja auf ganz neue Gebiete überträgt er das gefundene Gesetz: die Anfänge der Baukunst, Ton- und Dichtkunst entstehen. Kühn setzt er nun auch die entstandenen Einzelwerke zusammen; eins muß das andere heben, eins dem anderen dienen, und so entsteht die zweite, höhere Kunst: die Bildung des Schönen mit Bewußtsein. Jetzt erst kann von einer eingreifenden Wirkung auf die Menge die Rede sein, jetzt erst von einem wirklichen Beginn der Kultur.

XIII Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Scharen,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen, geselligeren Paaren
Riß sie des Sängers Leier nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten
Und Löwentötern, die, so lang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal genießt der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

XIV Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freie, schöne Seele los;
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoß.
Jetzt fiel der Tierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhabne Fremdling, der Gedanke,

Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch und wies den Sternen
Das königliche Angesicht;
Schon dankte nach erhabnen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange;
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange;
Im feuchten Auge schwamm Gefühl.
Und Scherz mit Huld in anmutsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

XI Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe.
Daß von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beßrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde,
Floß die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.
Sanft glühten die betauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Abschnitt bedarf in seiner klaren Anschaulichkeit kaum des Kommentars; nur eine kurze Zusammenfassung sei mir gestattet, um für das folgende das Resultat daraus zu ziehen. — Die bis dahin gleichgültige, dumpfe Menge hat den ersten geistigen Genuß kennen gelernt; den ersten Genuß, der seinen Gegenstand nicht zerstört wie der materielle. Zum erstenmal hat die Phantasie um andere Dinge gespielt, als um die Notdurft des täglichen Lebens, und gewaltig ist die Wirkung, die dieser geistige Genuß ausübt. Die knechtische Furcht schwindet, frei erhebt der

Mensch sein Antlitz zu den Sternen, seine Seele spricht im Lächeln, in Thränen, im Gesang; der heitere Scherz beweist die Herrschaft über den Stoff; die Liebe veredelt sich, sie nimmt geistigeren Charakter an. Sein Blick richtet sich empor, und der Dank, den er der Sonne lächelt, kündet ein bisher schlummerndes Bedürfnis seiner Natur an: das in ihm erwachende Geistesbewußtsein weist ihn auf eine Quelle, der es entsprungen sein muß, die ersten sittlichen Regungen auf ein Ziel: zum erstenmal durchzittert der Gedanke an das Göttliche sein Herz, leise geahnt nur und gestaltlos: nur die mächtige, künstlerisch-schöpferische Phantasie vermag es als ein Lebendiges zu verkörpern.

XVI Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edeln Grazie,
Vermähltet ihr in einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten
Dem großen Wesen gleich zu sein.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen —
Ihr ließet ihn in der Natur ertönen.

XVII Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instinkte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheit nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange,
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,

Das Los des Todes aus dem Lied.
Lang, eh die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Rätselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

XVII Doch in den großen Weltenlauf
Ward euer Ebenmaß zu früh getragen.
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand,
Eh es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht;
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ocean,
Und trafet das entflohne Leben
Jenseits der Urne wieder an;
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte
An Kastor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Gott, die sittliche Weltordnung und die Unsterblichkeit XVI der Seele, die höchsten Ideen, die der Mensch zu denken vermag, gewinnen greifbare Gestalt durch die für alles Göttliche empfängliche, künstlerische Phantasie. Erst jetzt, wo die Stimme der Sittlichkeit als Stimme der Offenbarung im Herzen des Menschen gesprochen, ist von einer würdigen Gottesvorstellung die Rede. Es ist nicht die erste; eine Epoche finsteren Aberglaubens liegt schon hinter dem Menschen; der Dichter deutet sie nur an durch das zurückgreifende: Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten.

In den ästhetischen Briefen geht er auch auf diese Epoche ausführlicher ein. Es ist eine Epoche tiefster Erniedrigung für den Menschen; „Furcht ist der Geist seiner Gottesverehrung; nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen hat er es zu thun". In dem Moment aber, wo mit der ersten sittlichen Regung zugleich die erste tiefbeglückende Ahnung des echt Göttlichen durch seine Seele zieht, in dem Moment, wo er selbst die Sklaverei der Natur abgeworfen, werfen auch seine Götter „die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild". Das Edelste, was sie im Schatzhaus des Gedächtnisses findet, trägt die Phantasie herzu, um den dunkel geahnten Gott zu gestalten, die Idee zum Ideal umzuschaffen. Was fände sie aber Höheres als edle Menschlichkeit? Und so sehen wir denn überall in dieser zweiten Epoche der Gottesverehrung die Gottheit menschliche Züge tragen, dem nachgebildet, was den einzelnen Völkern und Menschen höchstes Ideal ist. Der heitere Grieche, auf fröhlichen Lebensgenuß angelegt, schafft sich eine heitere, liebenswürdige Götterwelt, freilich ohne die höchste sittliche Vollendung; der Germane, von größerem sittlichen Ernst, trägt tragische Züge in seine Götterwelt hinein; auch hier ist Schuld und Verderben, aber auch ernste Sühne und Erlösung, wie sie die eigene Erfahrung bietet. In der reinsten Phantasie aber bildet sich die reinste Gottesvorstellung; von allem Menschlichen bleibt nur das Höchste, ohne das wir Gott nicht zu denken vermögen, die Liebe, und das Gottesreich ist nicht mehr der Olymp, nicht mehr Walhalla, sondern die Herzen der Menschen.

So bildet überall die Phantasie das, was die innere

Stimme ihr offenbart, zum Symbol um; wem sie nichts offenbart, der kann wohl ein Dogma haben, aber keine Religion. Auf jeder Stufe der Gotteserkenntnis verkörpert der Mensch sein sittliches Lebensideal, und überall hält die äußere Gestaltung gleichen Schritt mit der inneren Offenbarung; überall macht sich das echt religiöse Bedürfnis nach vollendeter Harmonie geltend: es muß ein geistiges, sittliches Wesen geben, dessen Dasein dem Menschen die Möglichkeit der Erreichung des ihm tief eingepflanzten sittlichen Lebensideals gewährleistet.

Dasselbe Bedürfnis läßt zuerst den Gedanken an eine XVII
sittliche Weltordnung aufsteigen. Der Mensch sieht in der wirklichen Welt mächtige Leidenschaften sich straflos bethätigen, sieht den Guten verfolgt und gemartert, den Bösen geehrt und mächtig. Aber das nun schon gestärkte und geübte Gefühl für die Harmonie will sich nicht unter die rohe Gewalt der Thatsachen beugen; es ahnt den thatsächlich vorhandenen Zusammenhang zwischen Schuld und Pein, der sich nur dem kurzsichtigen Blick verbergen kann, der nur das Einzelleben überblickt und die Generationen nicht als ein Ganzes faßt. — Was sich aber so dem weitblickenden Genius enthüllt, das offenbart er in unsterblichen Werken der kindischen Menge; er lehrt sie, daß der Übel größtes die Schuld ist, und der Mörder, der der irdischen Gerechtigkeit entgangen ist, erbebt beim Anblick der schlangenhaarigen Eumeniden. So wandelt von der Bühne, von Thespis' Wagen aus, zuerst die Idee einer waltenden Vorsehung in die Welt, einer Gerechtigkeit, die sich nicht spotten läßt, und der Dichter ist geneigt, der hier gegebenen lebendigen Anschauung mehr Wirksamkeit zuzuschreiben als selbst dem Gesetz und der Religion. „Wenn keine Moral

mehr gelehrt wird," führt er an anderem Orte aus,*) „keine Religion mehr Glauben findet, wenn kein Gesetz mehr vorhanden ist, wird uns Medea noch anschauern, wenn sie die Treppen des Palastes herunterwankt und der Kindermord jetzt geschehen ist. Heilsame Schauer werden die Menschheit ergreifen, und in der Stille wird jeder sein gutes Gewissen preisen, wenn Lady Macbeth, eine schreckliche Nachtwandlerin, ihre Hände wäscht und alle Wohlgerüche Arabiens herbeiruft, den häßlichen Mordgeruch zu vertilgen."

XVIII Aber vollendete Harmonie ist auch so noch nicht geschaffen. In das blühende Leben tritt der Tod; er knickt die eben erschlossenen Blüten, vernichtet die schönsten Hoffnungen und ergreift mit rauher Hand gerade die Lieblinge der Menschheit. Was aber erträglich erschien, so lange die Menschheit stumpf dahin lebte, so lange nicht das Bewußtsein einer geistig-sittlichen Existenz ihr ein Gefühl ihres Wertes verlieh, wird unerträglich und unmöglich, wenn im Menschen das Gute lebendig geworden, dessen Unzerstörbarkeit er fühlt. Nun hat er die Berechtigung, sich ganz und voll auszuleben, die Berechtigung, „bis an der Sonnen letzte zu ringen", wie es Hölderlin so schön ausdrückt, und so tritt überall, wo ein Volk die Kindheitsepoche verläßt, mit der reineren Gottesidee und dem sittlichen Bewußtsein zugleich ein bestimmter Unsterblichkeitsglaube hervor, der Glaube an ein Dasein, wo alles Gute, das hienieden nicht zur Vollendung gelangen konnte, voll ausreift und alle Fragen ihre Lösung finden. Auf dieser Stufe ist der Unsterblichkeitsglaube eine Notwendigkeit; das

*) Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.

Weiterleben ist vom Tode so untrennbar, wie der Silberstreifen des zunehmenden Mondes von der dunklen, aber doch immer noch sichtbaren Mondscheibe, wie der unsterbliche Pollux von dem sterblichen Kastor. Tod und Leben sind jetzt eins, sie bilden nur die Ergänzung zu einander; in voller Harmonie liegt die Schöpfung da, und dies Bewußtsein spornt den Genius zu immer größeren Leistungen.

XIV Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie.
Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne;
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muß in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild,
Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Bezeichnend für diese letzte, vorläufig höchste Epoche der Kunst ist die steigende Vergeistigung aller ihrer Schöpfungen und ihr vollendetes Maß. Was sie eigentlich soll: die Idee in der edelsten Form verkörpern, das hat sie erreicht. Sie hat es erreicht durch jeden Verzicht auf materielle Effekte, der Idee muß Alles dienen, wie der stolze Jupiter sich unter das Dach des Tempels zu Olympia schmiegt, den er zerschmettern würde, wenn er sich erheben wollte. Aber ist so der Gedanke auf den Thron erhoben, so führt der Dichter in den nun folgenden Abschnitten aus (V. 266—315), so muß er seine Herrschaft nun nach allen Seiten ausdehnen; die Wissenschaft blüht empor. Gewöhnt, überall Gesetzmäßigkeit und eine zu Grunde liegende Idee

zu finden, sucht sie der Mensch nun auch in den Naturerscheinungen; was ihn einst erschreckte, steht jetzt unter seiner Herrschaft, und statt des wilden Getöses chaotischer Massen vernimmt sein Ohr die liebliche Harmonie der Sphären. Dieselbe Harmonie durchklingt sein ganzes Leben: da ist nichts mehr, das ihn schreckte; selbst der Tod ist nur ein Glied seiner Entwicklung geworden, die Pforte, die ihn zur Vollendung führt.

Aber wir haben allmählich das Recht zu fragen: ist das eine historische Darstellung? Wo lebt das Volk, das sich auf diese Weise entwickelt hat, das zu einer solchen Vollendung gelangt ist? Welches Volk der Dichter im Auge hat, ist freilich durch unzählige Andeutungen klar genug: er spricht von den Griechen. Es hat nun zwar nicht die geringste Schwierigkeit, dem Dichter das Unhistorische seiner Ausführungen nachzuweisen; aus dem ersten, besten Geschichtsleitfaden können wir ihn überführen, daß die griechische Geschichte nicht in vier oder fünf solche Epochen zerfällt, wie er sie uns vorführt; daß die Leidenschaften keineswegs zum Schweigen gebracht wurden, daß endlich der Schlußakkord durchaus nicht so harmonisch ausklang, wie die Darstellung in den Künstlern vermuten läßt: durch das alles haben wir den Dichter aber keineswegs widerlegt, da er das alles gar nicht hat behaupten wollen. Sein historischer Beweis ist ein ideeller, der durch empirische Thatsachen gar nicht über den Haufen geworfen werden kann. Er sieht die Geschichte der Griechen aus der Höhe der Idee an: so wäre sie verlaufen, wenn wir nur die beiden Faktoren: die wunderbare Natur und die künstlerisch beanlagte Menschenklasse setzen könnten, und alle Zufälligkeiten physischer Art, sowie alle störenden Ein-

flüsse fremder Nationen, die das Volksinteresse in andere Richtungen drängten und politische Leidenschaften weckten, hinwegdenken, so daß das Volk still den Offenbarungen seines künstlerischen Genius hätte lauschen können. Diese Bedingungen sind nun freilich unerfüllbar, und so sind denn des Dichters Ausführungen für das Volk der Griechen als Ganzes auch nicht zutreffend, wohl aber für die Edelsten desselben, deren Namen die Weltgeschichte nicht in ihren Schlachtenlisten verzeichnet hat, sondern die sich als stille Gemeinde um ihren Phidias, ihren Sophokles geschart haben. Und diese Gemeinde ist stetig gewachsen und zählt ihre Mitglieder in der ganzen Welt; *sie* ist eigentlich das Volk, das der Dichter darstellt. Er hat somit nichts anderes gethan, als was er selbst dem Künstler gestattet: er hat das, „was die Natur auf ihrem großen Gange in weiten Fernen auseinanderzieht," in engen Rahmen zusammengefaßt, um es uns anschaulicher zu machen. Die Kunst hat so gewirkt und wirkt so, wie er es dargestellt hat, nur sind seine Griechen in der ganzen Welt zerstreut, und der edelsten und größten einer war er selbst.

Aber wir haben an dieser Stelle noch einem anderen, viel schwerer wiegenden Einwurf zu begegnen, als dem, daß die Darstellung des Dichters nicht streng historisch ist. Wir begreifen, daß eine Idee unter dem Druck äußerer Hindernisse nicht ganz rein verkörpert und doch wahr sein kann; wie aber, wenn der thatsächliche Verlauf der Geschichte der aufgestellten Idee geradezu widerspräche? Wenn die Kunst, der der Dichter die Kraft beimißt, die Menschen zur höchsten Sittlichkeit zu erziehen, gerade die entgegengesetzten Wirkungen hätte? Diese Auffassung war ja durch Rousseau dem Zeitalter geläufig geworden, und

Schiller berücksichtigt sie eingehend in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen und meint zugeben zu müssen, daß sich die Thatsachen hier mit seiner Idee in direktem Widerspruch befinden. „In der That," meint er, „muß es Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre."*) Zu diesen Sätzen bringt der Dichter dann Beispiele aus der Geschichte der Alten und Neueren bei, und meint endlich, dem schweren Vorwurf nur auf spekulativem Wege begegnen zu können, indem er durch eine exakte Definition des Begriffes Schönheit das Ideal-Schöne vom Empirisch-Schönen trennt und so die Überzeugungskraft der historischen Thatsachen hinweg disputieren will. Aber wir haben Mühe, an die Beweisfähigkeit der nun folgenden Deduktionen gegen die Wucht der von ihm selbst angeführten Thatsachen zu glauben, und haben die dunkle Empfindung, als ob man diesen auch auf ihrem eignen Boden begegnen könne; als ob der Dichter, von Rousseauscher Dialektik verführt, sie nur in ein falsches Licht gerückt habe. Die Entartung der Sitten, die er stets Hand in Hand mit hoher Kunstentwicklung finden will, tritt uns nur da entgegen, wo die Kunst ein üppiger Schößling

*) Zehnter Brief.

reichlicher Muße ist, wo sie als Treibhauspflanze genährt wird durch reiche Mittel, wie sie glückliche Eroberungskriege oder Handelsspekulationen in ein Land bringen; dieser Überfluß erzeugt gleichzeitig die Üppigkeit und Weichlichkeit, die man der Kunst anrechnen möchte, weil sie nun freilich auch den Künstler ergreift, den Sohn seiner Zeit, und seinen Werken ihren Stempel aufdrückt, die nun zu erziehlicher Wirkung unfähig sind. Solche Physiognomie zeigt die spätere griechische und römische Kunst. Wo sich aber die Kunst unter scheinbar wenig günstigen äußeren Verhältnissen aus eigenster innerer Kraft entwickelt, wie bei uns im vorigen Jahrhundert, da wirkt sie erhebend, sittlichend. Unsere Nation verdankt ihre innere Befreiung der Litteratur; das deutsche Volk ist thatsächlich durch die Schönheit zur Freiheit, — zu innerer Freiheit gelangt. Von den litterarischen Vereinigungen der Bremer Beiträger, der Hainbündler, selbst noch von den jetzt so vornehm belächelten ästhetischen Theezirkeln ging eine sittlichende Wirkung aus, von der unsere modernen Salons mit ihrem seichten Tagesgeschwätz und ihren raffinierten, sinnlichen Genüssen keine Ahnung haben. An unserer klassischen Litteratur ist die Jugend von 1813 erwachsen, und in unserem Jahrhundert hat der Tanz ums goldene Kalb erst begonnen, seit die Litteratur im edlen Sinne des Worts aufgehört hat, Gegenstand des Hauptinteresses zu sein. — Den anderen Einwand, daß hohe Kunstblüte selten oder nie mit politischer Größe eines Landes zusammentrifft, werden wir freilich nicht so leicht entkräften können; gerade das vorige Jahrhundert scheint den Beweis dafür zu liefern; es fragt sich nur, ob wir aus dieser Thatsache einen Vorwurf ableiten dürfen. Politische Größe

wird dauernd nur durch eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen und des Willens erreicht, die allmählich dem ganzen Volk eine Art von Gattungscharakter verleiht. Möge nun die Schablone, nach der er gezeichnet ist, noch so edle Umrisse zeigen: es ist eben doch eine Schablone, die mit der scharf ausgeprägten Eigenart des Künstlers durchaus unverträglich ist. Die Interessen ferner, die ein Volk von politischer Bedeutung bewegen und treiben, die es mit so bezeichnendem Eifer die Tagesereignisse verfolgen und in sie eingreifen lassen, sind mehr oder weniger materieller und egoistischer Natur und eben darum dem echten Künstler fremd. So ist er wenig geeignet zu politischem Leben, und das Volk, in dem künstlerische Interessen in den Vordergrund getreten sind, wird keine große Rolle in der politischen Welt spielen. Aber dürfen wir denn wirklich dem Künstler aus seiner edlen Eigenart, aus der Pflege idealer, aus dem Mangel politischer Interessen einen Vorwurf machen? Wenn wir es thun, so geschieht es, weil uns die politische Größe eines Landes seine Größe par excellence ist, weil wir immer noch in einer Zeit des Faustrechts leben, die nicht erlaubt, daß sich reines Menschentum ungehindert entwickelt, die ein Zusammenhalten verlangt gegen äußere Feinde; weil die realen Bedingungen erst erkämpft werden müssen, unter denen allein die Pflege idealer Interessen möglich ist. Nur darum beklagen wir einen Mangel an Patriotismus, wo er uns am Künstler entgegentritt, weil wir des Patriotismus noch bedürfen. Schöner wäre es gewiß, wenn er nicht mehr nötig wäre, wenn die politische Größe eines Landes nicht mehr seine Größe schlechthin bedeutete; dann würde der Vorwurf, den wir dem Künstler machen und der

dem Faustrecht gebührt, in sich selbst zusammenbrechen. Der kleinmütige Historiker glaubt nun an solche Zeit ewigen Friedens nicht, und legt darum der Thatsache, daß künstlerische Eigentümlichkeit und politische Bedeutung nicht bei einander bestehen können, großes Gewicht bei; im Dichter aber lebt der Glaube an eine zukünftige goldene Zeit, und darum müssen ihm die Einwürfe des Historikers bedeutungslos sein. Ihm eilt der Künstler in seiner Interesselosigkeit für die Händel dieser Erde nur seiner Zeit vorauf und erwartet seinen langsam folgenden Zögling, die Menschheit, an der Pforte des Friedensreiches.

Und so preist er sie denn wieder, die „vertrauten Lieblinge der sel'gen Harmonie" (V. 316—350), die uns aus der Leibeigenschaft des Stoffes befreit, uns unsere Pflicht lieben gelehrt haben, die mit holder Täuschung das Leben umspinnen und die schwarze Sorge verhüllen:

Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich:
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die folgenden Abschnitte schildern die zweite große Blüteperiode der Kunst, ihr Wiederaufleben im 15. und 16. Jahrhundert:

XXIV Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,
Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüte von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.

Da reichtet ihr aus frischer Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle;
Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproßten
Verjüngte Blüten Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen,
Und über Sklaven sprach jetzt Menschenrecht;
Wie Brüder friedlich miteinander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit innrer hoher Freudenfülle
Genießt ihr das gegebne Glück,
Und tretet in der Demut Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Die griechische Kunst ist versunken; Jahrhunderte lang nimmt das Ringen der wandernden Völker alles öffentliche Interesse in Anspruch; rauh sind wieder die Sitten geworden und hart der Mensch gegen sich und andere. Da fällt Konstantinopel in die Hände der Türken, und die letzten Hellenen, die noch im stillen Heiligtum die griechischen Klassiker gepflegt, flüchten die sorgsam behüteten Schätze nach Italien, wo sie wie eine neue Offenbarung wirken. In fröhlicher Lust blüht die Kunst wieder empor, und die Menschheit des fünfzehnten Jahrhunderts

tritt das Erbe der Griechen an. Das Evangelium der Schönheit und Freiheit wird durch ganz Europa verkündet, und nicht hoch genug weiß der Dichter die Wirkung dieser neuen Lehre zu erheben. Seine Schilderung der Renaissance ist nun eben so wenig streng historisch, wie die des alten Griechentums, und der Dichter selbst kann sich darüber kaum getäuscht haben. Wenn auch sein Zeitalter noch in mehr Illusionen befangen war als das unsere gegenüber der blendenden, aber oft gehaltlosen „Sapienz und Eloquenz" der Humanisten, die die Zeitgenossen so entzückte, so mußte doch ein Blick in die Geschichte ihm zeigen, daß „des Lichtes große Göttin" noch fern vom Siege war. Mit den Millionen gefallener Ketten reimt sich schlecht der Ausgang der Bauernkriege, die mörderische Justiz jener Zeit, der rohe Aberglaube, der in den Hexenprozessen so üppig in die Saat schießt, das Gezänk der Theologen, bei dem es einen fast bedünken will, als sei das Joch der Tradition nur abgeschüttelt, um das des Buchstabens desto fester aufzulegen. Aber der Dichter will dieser Epoche gegenüber eben so wenig wie dem Griechentum gegenüber den beschränkten Standpunkt des Empirikers einnehmen; er sieht auch hier wieder die Idee. Was geschehen ist, ist doch von unendlicher Bedeutung: die neuen Anschauungen haben die Geister befreit und ihnen ihre Selbstbestimmung zurückgegeben. In der That des Mönchs zu Wittenberg, die selbst schon ein Ausfluß dieser freieren Gesinnung ist, liegt im Keim die ganze Emanzipation der Wissenschaft, und die Wirkungen, die hier als unmittelbare geschildert werden, sind in der Folgezeit wirklich zu Tage getreten, so daß der Dichter also wieder nur in seiner Schilderung enger zusammenzieht, was in weiten

Räumen sich abspielt. Sein Genius schwebt über Raum und Zeit, er sieht nur die großen, fruchtbaren Ideen und ihre Wirkungen; die kleinen Zufälligkeiten, die diese Wirkungen eine Zeitlang hemmen, entschwinden dem Blick, der das Ganze umfaßt.

Die befreiende Wirkung, die die Kunst der Renaissance ausgeübt, kommt nun vor allen Dingen der lange Zeit stehen gebliebenen Wissenschaft zu gute, die bald einen ungeahnten Aufschwung nimmt (V. 383—396) und in den Vordergrund des Interesses tritt. Bald dünkt sie sich unendlich höher und wertvoller als die Kunst selbst, der sie höchstens die Fähigkeit zugesteht, das Leben zu schmücken und zu verschönern, dessen eigentlichen Wert die Forschung ausmacht. Aber den Künstler darf das nicht drücken und nicht irre machen; niemand als er, der die Kultur der Menschheit begonnen, wird sie auch vollenden; die Harmonie, die er bisher nur in die Welt hinein geträumt, er wird sie wirklich finden.

XXVII Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst, umschließt mit stillen Siegen
Des Geistes unermeßnes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,
Entdecken sie, ersiegen sie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein —
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeiget.

XXVIII Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höhre, schönre Ordnungen der Geist

In einem Zauberbund durchflieget,
In einem schwelgenden Genuß umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonienspiele
Dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schönre Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schönre Rätsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschließet,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er fließet,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je größer seine Liebe.
So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer reinre Formen, reinre Töne,
Durch immer höhre Höhn und immer schönre Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

XXV Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone,
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleiert — als Urania,
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn!
So süß, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Das hier ausgeführte Bild ist das schönste in den XXVI
Künstlern. Der Denker wühlt in den Tiefen des Lebens; eng ist sein Bereich, besonders in unserer Zeit der Spe-

zialwissenschaften; der Künstler steht auf der sonnigen Höhe; er überblickt das Ganze: wenn ihm auch die Einzelheiten entgehen, er sieht doch mehr als der nur zur Erde, auf das Kleine gerichtete Blick des Forschers. Aber wir müssen das Bild auf einen Augenblick verlassen, um dem eigentlichen Sinn dieser etwas verwickelten Ausführungen nahe zu kommen. Am leichtesten wird uns das werden, wenn wir uns die Art vergegenwärtigen, wie einer, der Künstler und Forscher zugleich war, wie Goethe zu den Ergebnissen seines Denkens kam. Er geht nicht von irgend einem Detail aus, sondern von einer Idee, die er mit all der Klarheit vor sich sieht, die sonst nur die Erfahrung giebt; seine sämtlichen naturwissenschaftlichen Entdeckungen gehen aus ein und demselben Prinzip hervor: der einheitlichen Auffassung aller Organismen. Von diesem Prinzip ausgehend, schließt er auf Details, die erst die nachfolgende Forschung bestätigt; durch eine Art von Intuition, die doch in letzter Instanz auf seine künstlerische Phantasie zurückzuführen ist, sieht er einen großen Zusammenhang, eine feste Gesetzmäßigkeit da, wo die Zeitgenossen nur eine verwirrende Menge von Einzelheiten fanden, und so giebt er uns den besten Beleg für das hier gebrauchte Bild. Er ist ein solcher Führer, der den unten weilenden Forscher auf seinen hohen Aussichtspunkt ruft und ihm den Überblick finden hilft, den er unten im Thale verliert. Und wie die Entdeckungen Goethes auf naturwissenschaftlichem Gebiet, so sind die meisten großen Erfindungen und Entdeckungen auf eine künstlerisch angelegte, überaus rege Phantasie zurückzuführen.*) Sie zau-

---

*) Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne

bert dem Kolumbus die ferne Welt vor Augen und läßt ihn nicht ruhen, bis er sie gefunden; sie erhebt den Kopernikus über die Beschränktheit der Zeitgenossen und läßt ihn die Bahnen schauen, die die Planeten um die Sonne ziehen, noch ehe seine Berechnungen sie ihn finden lassen. So aber ist es nicht nur gewesen, so wird es auch fernerhin bleiben. Das Gebäude der Wissenschaft ist überall unvollendet, und der große Grundriß ist verloren gegangen. Ihn wiederzufinden und nach ihm das Gebäude zu vollenden, ist das Bestreben der Forschung. Hier sind starke Säulen aufgerichtet, dort steht eine Mauer, hier sind ganze Gemächer fertig, und überall sitzen fleißige Arbeiter und bemühen sich, die Lücken zu füllen. Draußen aber steht sinnend der Baumeister und überschaut das ganze Gebäude. Und da geht es ihm plötzlich auf: hier, an dieser Stelle muß im Grundriß ein kühner Bogen, dort muß ein Turm gestanden haben; nur so kann es gewesen sein, denn nur so kommt in das Ganze die Harmonie, die jetzt nur einzelne Teile haben. Und so steigt vor seinem inneren Auge der ganze Bau allmählich empor, und er braucht nur die Arbeiter anzuleiten und sie nach seinen Angaben arbeiten zu lassen, so wird plötzlich das große Werk zu aller Freude vollendet stehen. Ich brauche kaum zu sagen, daß die Arbeiter die Spezialforscher sind und der Baumeister der Künstler oder besser gesagt: der Mann mit gewaltiger, künstlerischer Phantasie; nur ihm, sei er Fachgelehrter oder nicht, wird es gelingen, die verstümmelten

---

nennen, ist die Ausübung, Bethätigung eines originellen Wahrheitsgefühls, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zur fruchtbaren Erkenntnis führt.

Goethe, Aphorism. über Naturwissensch. im allgemeinen.

Glieder der Schöpfung auszugestalten, weil nur ihm das Geheimnis der Harmonie aufgegangen ist. Und wenn nun fast gar nichts mehr fehlt, wenn vielleicht nur ein einziges Glied noch die Harmonie des Ganzen stört, dann wird ein letzter, schöpferischer Genius dieses letzte Glied finden, und dann — ja, wir fragen billig, was dann? — In der Wahrheit Arme wird er gleiten, antwortet uns der Dichter, das heißt, wie im vorigen Vortrag eingehend ausgeführt wurde: er wird die volle Erkenntnis des geistigen Prinzips, des eigentlichen Wesens aller Dinge haben; das Übersinnliche, Gott selbst wird er schauen. Aber eben diese Möglichkeit hat ja der Dichter in seinen ersten Ausführungen selbst bestritten, und auch wir vermögen sie nicht einzusehen: wie kann dem sinnlichen Menschen — und sinnlich, mit Sinnen begabt, muß sich der Dichter doch auch die letzte Menschengeneration denken — diese volle Erkenntnis zu teil werden? — Die Ausleger umgehen oder übersehen die Schwierigkeit dieser Stelle, oder nehmen wohl gar einen einfachen Widerspruch mit den früheren Ausführungen an, eine Modifizierung des ersten Gedankens, die durch eine Unterredung mit Wieland veranlaßt sein soll, so daß die erste Stelle, wo von der furchtbar herrlichen Urania die Rede ist, die der sinnliche Mensch nie schauen kann, nur als Rest des ersten Gedankenkreises stehen geblieben wäre. Zu einer solchen Annahme haben wir kein Recht. Eine Inkonsequenz, die jedem einigermaßen aufmerksamen Leser auffällt, wäre dem so sorgfältig arbeitenden Dichter gewiß nicht entgangen, und obwohl es sich hier nur um eine dichterische Wahrheit, um eine poetische Zukunftsphantasie handelt, so hat er doch sicher auch darin einen logischen Zusammenhang

gewollt. Wir müssen uns also nach einer anderen Lösung umsehen. Der Dichter selbst giebt Körner eine Andeutung über diese Stelle in den Worten: „Ich lasse die Kunst an diesem Ziele sich dem Menschen in verklärter Gestalt zu erkennen geben.“ *) Wenn man auf diese leicht hingeworfene Äußerung überhaupt fußen wollte, so könnte man sagen: in verklärter Gestalt, also doch noch in einer Gestalt, doch noch als Symbol, wenn auch noch so genau dem darunter verborgenen Übersinnlichen angepaßt. Diese Auffassung würde zwar jede Schwierigkeit beseitigen, sie entspricht nur nicht den Worten des Gedichts: In der Wahrheit Arme wird er gleiten, Urania selbst steht vor ihm. — Vielleicht hat der Dichter mit voller Absicht, der dichterischen Wirkung und der tieferen Anregung wegen, das Rätsel nicht völlig gelöst, sondern die Lösung nur angedeutet, — ganz das nämliche finden wir später im verschleierten Bild zu Saïs — und uns ist es nun völlig unbenommen, uns auf das weite Meer poetischer Spekulation zu begeben und eine Lösung zu entdecken oder zu erträumen. Solche halb poetischen, halb philosophischen Spekulationen über das Wesen des Jenseits und die Entwicklung der Menschheit liebte jene Zeit über alles; Klopstocks Vater nimmt sich ernsthaft vor, nach seinem Tode den Seinigen zu erscheinen, um ihnen nähere Aufklärungen zu geben; Goethe, Lessing und Schiller spielen gelegentlich mit dem Gedanken der Seelenwanderung. Lessing denkt in Verbindung damit an eine steigende Vergeistigung des Menschengeschlechts, und wir finden in seinem litterarischen Nachlaß eine höchst originelle Spekulation darüber, daß

*) Brief vom 9. Februar 1789.

der Mensch mehr als fünf Sinne haben könne. Auch hier scheint er eine allmähliche Vergeistigung der Menschen im Auge zu haben, denn die nächsten Sinne, an deren allmählichen Erwerb er denkt, sollen feinste materielle Kundgebungen, wie die Elektrizität und den Magnetismus, durch unmittelbare Wahrnehmung dem Bewußtsein übermitteln. Die Vorstellung einer solchen Vergeistigung der Menschheit mag denn auch Schiller bei dieser Stelle vorgeschwebt haben. Da nun unsere Zeit, trotz ihres entschiedenen Realismus, selbst spiritistische Phantasmen ernsthaft zu nehmen anfängt, da ihr ferner eine plötzliche Selbstverneinung der ganzen Menschheit, ihre Rückkehr in das Nirwana, das öde Nichts, durch Schopenhauer ganz geläufig geworden ist, so dürfte ihre Phantasie auch nicht vor der Vorstellung des Gegenteils erlahmen, der höchsten Selbstbejahung, der plötzlichen Vergeistigung der Menschheit, die ihr das Erfassen der reinen Wahrheit möglich machte, um so weniger, als ein ähnlicher Gedanke schon der Vorstellung des jüngsten Tages zu Grunde liegt. — Aber wir müssen uns hier selbst Halt gebieten. Es liegt auf der Hand, daß solche poetisch-philosophischen Phantasien nicht den geringsten positiven Wert besitzen; aber sie haben symptomatischen Wert, sie lassen den Pulsschlag des Zeitalters fühlen. Im achtzehnten Jahrhundert diese phantastisch-optimistische Vorstellung einer Vergeistigung der letzten Menschengeneration; im neunzehnten die pessimistische der allgemeinen Selbstverneinung. In neuester Zeit aber schwelgt die todkranke Phantasie noch in ganz anderen Bildern. Sie malt uns das Geschick der letzten Menschen, die vor der immer fortschreitenden Erstarrung der Erde an den Äquator gerückt sind, und dort, „wie ein

Rudel Wölfe mit wildgierigen Räuberaugen" den kleinsten Vorteil über einander erspähend, in der totenstillen Eiswüste ihr grausiges Ende erwarten. So sind diese Zukunftsphantasien im Laufe eines Jahrhunderts aus den höchsten Regionen des Äthers in den tiefsten Staub der Erde herabgestiegen. Mögen sie gleich viel wissenschaftlichen Wert oder Unwert haben, gewiß ist, daß die idealistische Auffassung Schillers Herz und Gedanken adelt, während die trostlose Perspektive, die uns heute aufgedrängt wird, jede sittliche Kraft lähmt.

Steigen wir aber noch einmal mit unserem Dichter XXIX
hinauf. Wie er sich auch die letzte Menschengeneration denken möge, wie sie auch die Wahrheit erfasse, ob rein, ob im Symbol, eins ist ihm gewiß: der Mensch wird sie am schnellsten ergreifen, der am tiefsten in die Geheimnisse des schönen Denkens und Fühlens eingedrungen ist: das der Sinn des vielumstrittenen, dunklen:

So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn.

Und darum, so wiederholt der Dichter nun zum letztenmal, liegt der Menschheit Geschick in des Künstlers Hand:

XXX Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

XXXI Von ihrer Zeit verstoßen, flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte
Und finde Schutz in der Kamönen Chor.

In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.
Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht.
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoß der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden
Muß trefflich und vollkommen sein.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit.
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiße Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiße Licht:
So spielt in tausendfacher Klarheit
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So fließt in einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück.

Ich möchte dem Dichter das letzte Wort lassen; jede Zergliederung würde die Kraft dieser Bilder nur schwächen. Nur eins noch, das Schönste: was der Dichter hier über die Mission des Künstlers geschrieben, das hat er mit seinem Herzblut geschrieben; an dieser Begeisterung für alles Edle und Gute, am Ringen nach dem Höchsten ist

sein gebrechlicher Körper zu Grunde gegangen. Treffender und schöner hat wohl niemals jemand dies Wirken im Dienste der höchsten Ideen dem unsterblichen Toten nachgerühmt, wie sein gleich großer Freund in den Worten:

Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Und mit diesen Worten wollen wir heute von dem Dichter Abschied nehmen.

III.

Wir treten heute in eine neue Epoche der Geistesentwicklung Schillers ein. Seine Selbsterziehung macht einen entscheidenden Schritt vorwärts. In den Werken der Alten, so sahen wir, war ihm zuerst die Schönheit lebendig entgegen getreten. Die Wirkung, die sie auf ihn ausgeübt, ist in den Künstlern dargelegt: das Gedicht giebt ureigenstes inneres Erlebnis. Aber der gewonnene Satz: die Schönheit ist die Erzieherin der Menschheit, steht bis jetzt nur empirisch fest. Soll er dem Dichter selbst unumstößlich und zugleich für andre wirksam werden, so muß er auch auf dem Wege spekulativen Denkens gewonnen, so muß vor allen Dingen der Begriff Schönheit selbst erst fixiert werden. So ist es ganz folgerichtig, daß gerade auf dieser Stufe seiner Geistesentwicklung des Dichters volle Lust zum Philosophieren wieder erwacht. Er denkt vorübergehend an eine Fortsetzung der philosophischen Briefe,*) die dann vermutlich in ebenso dilettantischer Weise die neugewonnenen Kunstanschauungen entwickelt hätte, wie die vorhandenen Briefe seine jugendlich-warme, aber auch jugendlich-unreife Idee vom Universum. Aber da fällt ihm rechtzeitig die Kantsche Kritik der Urteils-

---

*) Brief an Körner vom 16. Mai 1790.

kraft*) in die Hand, und der Dichter, bisher in dem gänzlich kantianischen Jena einer der wenigen Ketzer, macht sich eifrig an die Bewältigung der ästhetischen Ideen Kants und setzt durch die Nachricht seiner Bekehrung zur Philosophie seinen Freund Körner so in Atem, daß er ihm beinahe gleich ein paar Bogen philosophica geschickt hätte.**) Einige Bemerkungen über Kant wirft er wenigstens hin und unter diesen eine, die für Schiller sehr folgenreich werden soll. Er macht ihn auf eine Lücke des Kantschen Schönheitsbegriffes aufmerksam. Kant spricht bloß von der Wirkung der Schönheit auf das Subjekt.***) Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objekte, die in dem Objekte selbst liegt, untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein würde, behauptet er ohne Beweis. Es fragt sich, meint Körner, ob dieser Stein der Weisen nicht noch zu finden wäre. Rastlos sucht Schiller von jetzt ab nach diesem Stein der Weisen, nach dem in den Dingen selbst liegenden Gesetz des Schönen, nach den Merkmalen, die etwas als schön erkennen lassen unabhängig von der Wirkung auf das Subjekt. Wie ihn zuvor die Alten ganz hingenommen, so jetzt die Philosophie; der Aneignung der Kantschen Ideenkreise will er gern drei Jahre seines Lebens opfern; jedenfalls steht sein Entschluß unwiderruflich fest, sie nicht eher zu verlassen, bis er sie völlig ergründet hat. Zum Glück wird dem gerade um diese Zeit häufig und schwer kranken Dichter durch die Großmut des Herzogs von Augustenburg die äußere Muße

*) Schiller an Körner, Brief vom 5. März 1791.

**) Körner an Schiller, Brief vom 13. März 1791.

***) Kant, Kritik d. ästhet. Urteilskraft § 17.

zu teil, deren er zur Durcharbeitung der Kantschen Philosophie und zur Gewinnung selbständiger Resultate bedarf. Auch innerlich fühlt er sich frei und gehoben trotz der unaufhörlichen Krankheitsstürme; sein Lebensglück ist durch die Heirat mit Charlotte von Lengefeld fest begründet, von allen Seiten wird ihm reiche Anerkennung zu teil, und die Besten seiner Zeit verbinden sich ihm in inniger Freundschaft, unter ihnen W. v. Humboldt und Goethe. Humboldt bleibt seinetwegen Jahre lang in dem kleinen Jena, und der Gedanke an die Abendstunden, die er in angeregter Diskussion mit dem Freunde verbracht, erfüllt ihn noch in der Erinnerung mit wehmütiger Begeisterung. Das Gespräch dreht sich meistens um spekulative Interessen, selten um Positives; das Wissen an und für sich, berichtet Humboldt, erschien Schiller zu stoffartig und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.*) Und Humboldt hat ein feines Verständnis für die philosophische Ader des Freundes; er versteht, „daß der Gedanke das Element seines Lebens war," und daß er, „um das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraumes bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete."**) Nicht so Goethe. Er äußert gelegentlich gegen Eckermann***): „Es ist be-

---

*) Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, 2. Ausgabe, Vorerinnerung 2c. S. 7.

**) Ebenda S. 5.

***) Eckermanns Gespräche mit Goethe; Gespr. v. 14. November 1823.

trübend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten.“ Er spricht von einer „unseligen Zeit“ der Spekulationen und erkennt doch gleich darauf an, daß Schiller im Gegensatz zu ihm selbst nie mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig habe verfahren können; daß er über alles, was er that, reflektieren mußte. Damit bezeichnet er Schillers Eigenart völlig richtig, er hätte nur die richtige Schlußfolgerung ziehen müssen: wenn also der Dichter das höchste Menschheitsideal poetisch darstellen wollte, so mußte er es erst in sich selbst klar gestalten, und dazu gehörte für ihn auch notwendig eine volle, bewußte, nur durch schwere innere Bildungskämpfe zu erlangende Ausgestaltung der höchsten Ideen, die von edlem Menschentum untrennbar sind. Nicht als dunkles Gefühl: als klarer, bewußter Begriff mußten sie in ihm leben. Die Spekulation war das notwendige Gerüst zu dem Tempel der Ideen, den wir in den philosophischen Gedichten betreten. Nun der Tempel vollendet, bedarf es des Gerüstes nicht mehr; Schiller bemerkt ausdrücklich Körner gegenüber, daß Gedichte, wie „Ideal und Leben“ durchaus nicht seines philosophischen Systems zur Erklärung bedürfen, und es wäre auch schlimm, wenn es so wäre. Die philosophischen Gedichte überzeugen durch ganz andere Mittel als durch Deduktionen; sie wirken unmittelbar, durch lebendige Anschauung. So brauchen wir also nicht den ganzen Ideenprozeß des Denkers zu verfolgen, wie er teils im Briefwechsel mit Körner, teils in den kleinen philosophischen Abhandlungen zu Tage tritt, die in dieser Zeit entstanden, wenn auch zum Teil erst später veröffentlicht sind, um so

weniger, als uns wohl die Resultate seines Denkens, aber lange nicht alle seine Deduktionen überzeugend erscheinen würden. Aber von diesen Resultaten selbst müssen wir Kenntnis nehmen, um schon mit dem eigentümlichen Ideenkreis Schillers bekannt zu sein, ehe wir an die philosophischen Gedichte herantreten, die ihn uns veranschaulichen sollen, und so ihre Wirkung voller zu empfangen.

Was den Dichter zunächst beschäftigte, war, wie wir sahen, die Fixierung des Schönheitsbegriffs. Das Resultat seiner Untersuchungen, wie es in den Briefen an Körner zu Tage tritt, ist: der Grundbegriff der Schönheit ist freie Selbstbestimmung, Freiheit in der Erscheinung. Die gefundene Theorie wendet er sogleich auf das ihm am meisten am Herzen liegende Gebiet sittlicher Ideen an: wo sich auf sittlichem Gebiet Freiheit in der Erscheinung zeigt, da können wir von moralischer Schönheit sprechen. Zum besseren Verständnis dieser Idee diene uns eine Geschichte, die er seinem Freunde Körner „zu seiner Erholung von all den abstrakten Untersuchungen“ erzählt. Wir finden sie in dem für diese ganzen Auseinandersetzungen wichtigsten Briefe vom 18. Februar 1793.

„Ein Mensch ist unter Räuber gefallen, die ihn nackend ausgezogen und bei einer strengen Kälte auf die Straße geworfen haben.

Ein Reisender kommt an ihm vorbei; dem klagt er seinen Zustand und fleht ihn um Hilfe. Ich leide mit Dir, ruft dieser gerührt aus, und gern will ich Dir geben, was ich habe. Nur fordere keine anderen Dienste, denn Dein Anblick greift mich an. Dort kommen Menschen, gieb ihnen diese Geldbörse, und sie werden Dir Hilfe schaffen. — Gut gemeint, sagte der Verwundete, aber man muß auch das Leiden sehen können, wenn die Menschenpflicht es fordert. Der

Griff in Deinen Beutel ist nicht halb so viel wert, als eine kleine Gewalt über Deine weichlichen Sinne.“

Was war diese Handlung? Weder nützlich, noch moralisch, noch großmütig, noch schön. Sie war bloß passioniert, gutherzig aus Affekt.

„Ein zweiter Reisender erscheint, der Verwundete erneuert seine Bitte. Diesem zweiten ist sein Geld lieb, und doch möchte er gern seine Menschenpflicht erfüllen. Ich versäume den Gewinn eines Guldens, sagte er, wenn ich die Zeit mit Dir verliere. Willst Du mir so viel, als ich versäume, von Deinem Gelde geben, so lade ich Dich auf meine Schultern und bringe Dich in einem Kloster unter, das nur eine Stunde von hier entfernt liegt. — Eine kluge Auskunft, versetzte der andere. Aber man muß bekennen, daß Deine Dienstfertigkeit Dir nicht hoch zu stehen kommt. Ich sehe dort einen Reiter kommen, der mir die Hilfe umsonst leisten wird, die Dir nur um einen Gulden feil ist.“

Was war nun diese Handlung? Weder gutherzig, noch pflichtmäßig, noch großmütig, noch schön. Sie war bloß nützlich.

„Der dritte Reisende steht bei dem Verwundeten still und läßt sich die Erzählung seines Unglücks wiederholen. Nachdenkend und mit sich selbst kämpfend steht er da, nachdem der andere ausgeredet hat. Es wird mir schwer werden, sagt er endlich, mich von dem Mantel zu trennen, der meinem kranken Körper der einzige Schutz ist, und dir mein Pferd zu überlassen, da meine Kräfte erschöpft sind. Aber die Pflicht gebietet mir, Dir zu dienen. Besteige also mein Pferd, und hülle Dich in meinen Mantel, so will ich Dich hinführen, wo Dir geholfen werden kann. — Dank Dir, braver Mann, für Deine redliche Meinung, erwidert jener, aber du sollst da Du selbst bedürftig bist, um meinetwillen kein Ungemach leiden. Dort sehe ich zwei starke Männer kommen, die mir den Dienst werden leisten können, der Dir sauer wird.“

Diese Handlung war rein (aber auch nicht mehr als) moralisch, weil sie gegen das Interesse der Sinne, aus Achtung fürs Gesetz unternommen wurde.

„Jetzt nähern sich die zwei Männer dem Verwundeten und fangen an, ihn um sein Unglück zu befragen. Kaum öffnet er den

Mund, so rufen beide mit Erstaunen: Er ist's! Es ist der nämliche, den wir suchen. Jener erkennt sie und erschrickt. Es entdeckt sich, daß beide ihren abgesagten Feind und den Urheber ihres Unglücks in ihm erkennen, und dem sie nachgereist sind, um eine blutige Rache an ihm zu nehmen. Befriedigt jetzt Euern Haß und Eure Rache, fängt jener an, der Tod und nicht die Hilfe ist es, was ich von Euch erwarten kann. — Nein, erwiedert einer von ihnen, damit Du siehst, wer wir sind und wer Du bist, so nimm diese Kleider und bedecke Dich. Wir wollen Dich zwischen uns in die Mitte nehmen und Dich hinbringen, wo Dir geholfen werden kann. — Großmütiger Feind! ruft der Verwundete voll Rührung, Du beschämst mich, Du entwaffnest meinen Haß. Komm jetzt, umarme mich und mache Deine Wohlthat vollkommen durch eine herzliche Vergebung. — Mäßige Dich, Freund, erwiedert der andere frostig. Nicht weil ich Dir verzeihe, will ich Dir helfen, sondern weil Du elend bist. — So nimm auch Deine Kleidung zurück! ruft der Unglückliche, indem er sie von sich wirft. Werde aus mir, was da will! Eher will ich elendiglich umkommen, als einem stolzen Feinde meine Rettung verdanken.

Indem er aufsteht und den Versuch macht, sich wegzubegeben, nähert sich ein fünfter Wanderer, der eine schwere Last auf dem Rücken trägt. Ich bin so oft getäuscht worden, denkt der Verwundete, und der sieht mir nicht so aus wie einer, der mir helfen wollte; ich will ihn vorübergehen lassen. Sobald der Wanderer ihn ansichtig wird, legt er seine Bürde nieder. Ich sehe, fängt er aus eigenem Antriebe an, daß Du verwundet bist und Deine Kräfte Dich verlassen. Das nächste Dorf ist noch so fern, und Du wirst verbluten, ehe Du davor anlangst. Steige auf meinen Rücken, so will ich mich frisch aufmachen und Dich hinbringen. — Aber was wird aus Deinem Bündel werden, das Du hier auf freier Landstraße liegen lassen mußt? — Das weiß ich nicht, und das bekümmert mich auch nicht, sagt der Lastträger. Ich weiß aber, daß Du Hilfe brauchst, und daß ich schuldig bin, sie Dir zu geben."

Herzliche Grüße von uns allen, (so schließt der Dichter seinen Brief). Besinne Dich unterdessen, warum die Handlung des Lastträgers schön ist. Dein S.

Ich kann noch einige Zeilen zu dem gestrigen Brief beilegen,

(fährt Schiller am folgenden Morgen fort), und will Dir die fabula docet der erzählten Geschichte nicht länger schuldig bleiben.

Die Schönheit der fünften Handlung muß in demjenigen Zuge liegen, den sie mit keiner der vorhergehenden gemein hat.

Nun haben: 1. alle fünf helfen wollen. 2. Die meisten haben ein zweckmäßiges Mittel dazu erwählt. 3. Mehrere wollten es sich etwas kosten lassen. 4. Einige haben eine große Selbstüberwindung dabei bewiesen. Einer darunter hat aus dem reinsten moralischen Antrieb gehandelt. Aber nur der fünfte hat unaufgefordert und ohne mit sich zu Rate zu gehen geholfen, obgleich es auf seine Kosten ging. Nur der fünfte hat sich selbst ganz dabei vergessen und „seine Pflicht mit einer Leichtigkeit erfüllt, als wenn bloß der Instinkt aus ihm gehandelt hätte." — Also wäre eine moralische Handlung alsdann erst eine schöne Handlung, wenn sie aussieht wie eine sich von selbst ergebende Wirkung der Natur. Mit einem Worte: eine freie Handlung ist eine schöne Handlung, wenn die Autonomie des Gemüts und Autonomie in der Erscheinung koïnzidieren.

Aus diesem Grunde ist das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden ist."

Hier haben wir den Gedanken, um den sich die ganze fernere Ideendichtung Schillers dreht, und zugleich den Angelpunkt seiner Moraltheorie. Er will nicht starre Sittlichkeit, sondern sittliche Schönheit, und damit macht er entschieden Front gegen Kant und seinen kategorischen Imperativ, sein strenges: Du sollst! gegen das die Sinnlichkeit protestiert. Kants Ideal ist der Mann mit dem Mantel, der gegen seine Neigung moralisch handelt; Schiller will nicht, daß die moralische Handlung der Sinnlichkeit durch die Vernunft abgeängstigt werde; ihm ist eine Handlung vielmehr erst moralisch, wenn sie frei geschieht. Zwar ist er sich der hohen Bedeutung Kants sehr wohl bewußt. Kant hat die verweichlichte Mensch-

heit einer erschütternden Kur unterzogen: er stellt der üppigen Sinnlichkeit den unverbrüchlichen Pflichtbegriff in seiner ganzen Heiligkeit gegenüber; aber doch ist ihm Kant nur der Drako seiner Zeit, der mit Blutgesetzen wirken muß, weil die Menschheit die Milde eines Solon noch nicht erträgt. Er sorgt nur für die Knechte, nicht für die Kinder des Hauses, die freiwillig und freudig, nicht gezwungen den Willen des Hausherrn erfüllen. Ja, solche Neigung zur Pflicht schmälert ihm den Wert der Handlung, die um so moralischer erscheint, je mehr sie gegen die Neigung geschieht.*) In einem seiner glücklichsten Distichen geißelt Schiller diese Kantsche Auffassung:

„Gerne dien' ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin,"

gesteht ein Kantianer. Der Dichter rät ihm in göttlicher Ironie:

„Da ist kein anderer Rat, Du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht Dir gebeut."

Diesen Kantschen Anschauungen gegenüber entwickelt nun Schiller die seinen eingehend in der Abhandlung über Anmut und Würde und in ihrer notwendigen Ergänzung, der Abhandlung über das Erhabene, aus der eigentlich erst recht klar wird, was der Dichter unter Würde versteht und unter welchen Bedingungen sie am Platz ist. Anmut zunächst ist der Ausdruck der schönen Seele, die reines Wohlgefallen am Guten empfindet, bei der Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung zu-

---

*) Kritik der prakt. Vernunft, drittes Hauptstück: Von den Triebfedern der reinen praktischen Vernunft.

sammenfallen, die sich ruhig ihrem Wollen überlassen kann und dabei sicher sein, auch dem Sollen zu genügen. Ihr Handeln wird stets schön sein, aber durch solche Schönheit des Handelns allein würden wir nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen; wir würden zu Grabe gehen, ohne die Größe unserer Bestimmung, unseren Geistesberuf zu ahnen. Er wird uns erst bewußt, wenn die Sinnlichkeit dem Vernunftgebot Widerstand leistet. In diesem Kampf verwandelt sich die schöne Seele in eine moralisch-große, eine erhabene, und der Ausdruck ihrer Erscheinung ist Würde. Aber auch in solchen Konflikten, so haben wir Schiller aufzufassen, ist von einem Zwang, der der Sinnlichkeit angethan würde, nicht die Rede; die Unterordnung der Sinnlichkeit unter die Vernunft geschieht mit ihrer vollen Zustimmung, weil das Erhabene eben durch seinen Widerstand gegen das Interesse der Sinne dem ihr übergeordneten Geiste unmittelbar gefällt; gerade der Widerspruch zwischen Vernunft und Sinnlichkeit ergreift unser Gemüt mit unwiderstehlichem Zauber.

In seiner Abhandlung über das Erhabene giebt uns der Dichter eine Illustration zu seiner Theorie. Er schildert uns zunächst einen schönen Menschen. Er findet seine Lust in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, werden ihm zum leichten Spiel; das Glück macht ihm freilich auch keine Handlung schwer, wozu sein menschenfreundliches Herz ihn auffordert. Er handelt gut, aber einfach deshalb, weil die ganzen Umstände so angethan sind, daß es ihm schwerer würde schlecht zu handeln als gut. „Dieser nämliche

Mensch," fährt Schiller fort, „soll aber plötzlich in ein großes Unglück geraten. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grunde richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, alle, denen er vertraut, ihn in der Not verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen," . . . . dann, so fasse ich kurz die weiteren Ausführungen des Dichters zusammen, reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus; hier ist nicht mehr an die Sinne appelliert; wir stehen nicht mehr innerhalb der bloß physischen Weltordnung; hier ist an das absolute moralische Vermögen, an das Geistesbewußtsein appelliert, hier wirkt der Reiz des Erhabenen. Das Gefühl, das er hervorbringt, ist nach Schillers Definition ein gemischtes, „eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grade als Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann, und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird" . . . . „Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren." Diese Begeisterung schallt aus den Jubelhymnen des Märtyrers auf dem Scheiterhaufen, dieser Reiz wirkt auf den Arzt oder Seelsorger, der ohne Furcht und Schauder unter Pestkranken weilt, auf den kühnen Lebensretter, der um anderer willen sich in die Fluten stürzt; er beeinflußt, in religiöses Gewand gekleidet, die stille Pflegerin,

die Leben und Gesundheit im Dienst ihrer Kranken opfert. Das alles sind Thaten gegen die sinnliche Natur des Menschen, aber wie freudig stellt sie sich in den Dienst des göttlichen Teils! Wie fern ist die Stimmung der heroischen Seele von der Resignation, mit der der sinnliche Mensch widerwillig dem kategorischen Imperativ gehorcht!

Das also ist der Schillersche Standpunkt: Moralisch ist immer nur, was frei geschieht; geht kein Konflikt zwischen Vernunft und Sinnlichkeit voraus, so ist die moralische Handlung schön; ordnet sich aber in Konfliktsfällen die Sinnlichkeit freiwillig der höheren Entscheidung der Vernunft unter, so ist die Handlung erhaben. Zu beiden Handlungsweisen aber — und das ist das Bezeichnende der Schillerschen Theorie — erzieht den Menschen das ästhetische Gefühl, das freie Wohlgefallen am Schönen und Erhabenen. „Wir fühlen uns frei bei der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frei beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt als ob er unter keinen andren als seinen eigenen Gesetzen stände." —

In poetischer Form finden wir diese Ausführungen unter dem Titel: Die Führer des Lebens; — in den Horen von 1795, wo dies Gedicht zum ersten Mal erschien, führte es den weit bezeichnenderen Titel: Schön und Erhaben.

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.

Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft Dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich einem allein! Vertraue dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andren dein Glück!

Das Gedicht ist vielfach mißverstanden worden, und wir müssen zugeben, daß es leicht mißverstanden werden kann. Selbst Herder hielt die Kluft, die Tiefe, für das Grab; nicht das versteht der Dichter darunter, sondern die Augenblicke im Leben, wo ein Konflikt zwischen Vernunft und Sinnlichkeit stattfindet, dessen Lösung nicht dem Menschen als Sinnenwesen, sondern nur dem reinen Geist in uns gelingt. Glücklich, ganz glücklich, sind wir nur in Momenten, wo Sinnlichkeit und Vernunft zusammengehen, Sinnenglück und Seelenfrieden eins sind; in Momenten aber, wo das Gefühl des Erhabenen unser Herz ergreift, empfinden wir eine Genugthuung höherer Art, die Freude „des reinen Dämons", und hier, gerade hier, werden wir später eine überraschende Ausgleichung mit den Ideen Kants finden, dessen starren Pflichtbegriff Schiller so gänzlich verschmäht.

Das bisher Gesagte wird zur Einführung in eine Reihe philosophischer Gedichte genügen, die zum Gegenstand die hier berührten Widersprüche und eine weitere Ausführung der Schillerschen Ideen haben. Es sind das die Gedichte: der Genius, der Tanz, Würde der Frauen und das verschleierte Bild zu Saïs. Auch die Perspektive, die der Spaziergang eröffnet, gehört diesem Gedankenkreise an. Die übrigen, zum Teil viel be-

kannteren philosophischen Gedichte schließen sich an einen anderen Ideenkreis an, der in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen gezogen und als eine Erweiterung des hier gegebenen anzusehen ist.*) Das innere Verhältnis, das die zu besprechenden Gedichte zu einander haben, schien mir wichtiger als die genaue chronologische Folge. In der Seele des Dichters wogten beide Gedankenmassen auf und nieder; bald diese, bald jene drängte zur Gestaltung. Für uns aber giebt es nur Klarheit in der Sonderung, und so wollen wir zunächst den Gedankenkreis von Anmut und Würde erschöpfen, ehe wir auf die in den ästhetischen Briefen und den dazu gehörigen Gedichten gezogenen Konsequenzen übergehen.

Das erste Gedicht, an das wir herantreten, war früher Natur und Schule betitelt; der Dichter selbst hat später, um Mißverständnissen vorzubeugen, die jetzige Überschrift „Der Genius" gewählt. Es erschien zuerst in den Horen von 1795 und fand allgemeinen Beifall; Humboldt wie Körner zählten es zu ihren Lieblingen, und Schlegel lieferte in der allgemeinen Litteraturzeitung eine begeisterte Rezension**), worin er freilich irrtümlich das ganze Gedicht statt auf den edlen Menschen nur auf den großen Künstler bezieht.

Wir haben uns zunächst in die Situation hineinzudenken. Zum Dichter tritt ein junger Freund, dem man

*) Ich folge in der Gruppierung im wesentlichen dem in dieser Beziehung grundlegenden Kapitel der Hettnerschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. (III. Teil 3. Buch, 2. Abt. S. 154.)

**) 4., 5., 6. Januar 1796. Braun, Schiller im Urteil der Zeitgenossen. Band II., S. 96.

die alleinseligmachende Philosophie angepriesen, und fragt den Erfahrenen um Rat:

„Glaub' ich," sprichst du, „dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren,
Das der Lehrlinge Schar sicher und fertig beschwört?
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mir's! Du bist in diese Tiefe gestiegen,
Aus dem modrigen Grab kamst du erhalten zurück.
Dir ist bekannt, was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bei den Mumien wohnt?
Muß ich ihn wandeln, den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es!
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht." —

Wir haben in dem Frager einen jener seltnen Menschen vor uns, die aus freier Neigung das Gute thun, zu dem ein Gefühl innerer Verwandtschaft sie hinzieht. Das Edle und Gute zu lieben, das Unrechte und Häßliche zu meiden, erscheint ihm so selbstverständlich, so natürlich, daß er eben deshalb zweifelt, ob sein Thun genügt, da er andere unter dem Druck der Pflichterfüllung seufzen hört. Er hört von Grundsätzen reden, wo er keine hat, weil er ihrer nicht bedarf, weil er nur der Stimme in seiner Brust zu folgen braucht. Das Göttliche erfaßt er mit dem Gefühl, unmittelbar; aber er hört reden vom Transcendenten, vom Absoluten; er hört mit allerhand Schulbegriffen bezeichnen, was ihm nicht Begriff, sondern Leben ist. Und da er nun nicht mehr der Naturmensch ist, der blind dem Instinkte

folgt, sondern der Sohn der neuen Zeit, der reflektiert, der bewußt leben will, so nimmt er es nicht leicht mit sich; er will sich willig der Arbeit unterziehn, sich auf dem Wege des Denkens anzueignen, was er nur auf dem Wege unmittelbarster Erfahrung kennen gelernt hat; er will die verschlungenen Wege der Philosophie gehen, will in das modrige Grab, in die Gruft der dunklen Wörter, vor der er ein instinktives Grauen hat, hinabsteigen, wenn er so für seine Gotteserkenntnis eine größere Tiefe, für seine Sittlichkeit einen höheren Maßstab gewinnen kann. An den Freund, der den nächtlichen Weg selbst gewandelt ist, wendet er sich um Auskunft. Sie wird ihm erteilt:

Freund, du kennst doch die goldene Zeit? Es haben die Dichter
 Manche Sage von ihr rührend und kindlich erzählt —
Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
 Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt,
Da noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet
 Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Notwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche,
 Auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
 Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies? —
Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen;
 Was man lebendig empfand, ward nicht bei Toten gesucht,
Gleich verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel,
 Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
Aber die glückliche Zeit ist dahin! Vermessene Willkür
 Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
 Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
 Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
 Und die verlorne Natur giebt ihm die Weisheit zurück.

So weit zunächst. Mit beredter Zunge schildert der Dichter den paradiesischen Zustand der goldnen Zeit äußeren und inneren Friedens, der gleichmäßig die Dichter aller Völker begeistert hat, und wollen wir die ewigen Wahrheiten, die unter diesen farbenreichen Bildern geboten werden, recht erfassen, so dürfen wir den Sprung in die naive Auffassungsweise des Dichters nicht scheuen. Es ist eine Zeit, da der Mensch nicht sündigen kann, da er mit der ganzen übrigen lebenden Schöpfung unter der Herrschaft des Instinkts steht, der ihn mit unfehlbarer Sicherheit leitet. Humboldt meint*), der Dichter habe hier die Idee verfolgen sollen, ob die Dauer einer solchen natürlichen, zweifellosen Unschuld wahrscheinlich oder nur möglich ist, und wozu der Mensch eigentlich als Mensch bestimmt sei. — Schiller hat an andrer Stelle diese Untersuchungen, wie ich gelegentlich schon erwähnte, wirklich ausgeführt.**) Die Bestimmung des Menschen ist ihm, aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft (auch hier behält er die dichterische Fiktion bei) sich, und wäre es erst nach Jahrtausenden, zu einem Paradies der Erkenntnis und Freiheit hinaufzuarbeiten; als freier, vernünftiger Geist dahin zurückzukommen, wovon er als Pflanze und als Kreatur des Instinkts ausgegangen war. Darum erscheint der Abfall des Menschen von seinem Instinkt, den der Volkslehrer als Fall bezeichnet und so zu bezeichnen ein Recht hat, da der Mensch aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges wurde, dem Philosophen als die größte und glücklichste

---

*) Brief vom 31. August 1795.

**) Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde.

Begebenheit der Weltgeschichte, als ein Riesenschritt der Menschheit, weil der Mensch dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein frei handelndes Geschöpf, aus einem Automaten ein sittliches Wesen wurde. Mit dem echten Feingefühl des Dichters sträubt sich aber Schiller dagegen, diese Auffassung auch hier zu vertreten. Diese Ausführungen, meint er, würden den Philosophen zwar wohl befriedigen, aber die einfache Form des Gedichtes zerstören und den poetischen Zweck beeinträchtigen. Die Auflösung soll durch das Herz, aber nicht durch den Verstand verrichtet werden; die Betrachtung, daß der Mensch sich von der Natur entfernen mußte, kann nie verhindern, daß der Verlust eines reinen Zustandes nicht schmerzt, und nur an diesen hält sich der Poet.*) — Aber mögen wir nun mit dem Philosophen den Verlust der goldnen Zeit preisen, mögen wir ihn mit dem Dichter beklagen, gewiß ist, daß dies Paradies, diese goldene Zeit der Dichtung entschwunden ist, daß es niemand giebt, der nur gut handeln kann, bei dem ein Konflikt zwischen Sinnlichkeit und Vernunft nie eintritt; daß die große Menge sogar des Zwanges bedarf zum Rechtthun, daß nach Formeln und Gesetzen gesucht werden muß, um die rohen Geister im Zaum zu halten. Diese Formeln und Gesetze sucht der geniale Forscher im Menschen selbst, er lauscht auf die Stimme seines Innern, und was er hier vernommen, was als Nachklang aus jener paradiesischen Zeit die Brust noch durchzittert und ihn mit heiliger Scheu und Liebe erfüllt, das kann er die rohe Menge nicht unmittelbar nachempfinden lassen; er kann es nur in die starre, aber heilige Formel fassen: Du

---

*) Schiller an Humboldt, 7. September 1795.

sollst! Und obwohl schon „die imperative Form dieses Moralgesetzes die Menschheit erniedrigt," sie ist notwendig, denn die Knechtsnatur ist die herrschende in der Menschheit geworden. Niemals aber kann dies Gesetz für Knechte auch dem Kinde des Hauses notwendig sein. Gesetze, sagt Leopold Schefer (Laienbrevier, Januar XVIII) gelten nur dem Schlechten. „Die freie Kraft des Guten kennet nur des Götterwillens Macht in seinem Herzen." Und so fährt denn auch unser Dichter fort:

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren,
Nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
Malt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
Tönt ihr Rufen dir noch hell in der kindlichen Brust,
Schweigt noch in dem zufriednen Gemüt des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig, wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz —
O, dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld!
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit ehrnem Stab den Sträubenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz,
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort:
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Ein Kind des Hauses ist der Frager; zwar nicht mehr der Naturmensch, rein aus Gottes Hand hervorgegangen, der nicht anders als gut handeln kann — solche giebt es nicht mehr — sondern einer von denen, die sich ziehen lassen durch ihr Gefühl für das Schöne und Erhabene; die alles, was gut heißt, mit Begeisterung und

Liebe erfüllt, die freudig in jedem Konflikt mit der Vernunft die Sinnlichkeit ihr unterordnen, ohne je das Gefühl des Zwanges dabei zu empfinden. Er ist eine jener Naturen, wie sie uns vielleicht ein-, zweimal im Leben begegnen, in denen uns unmittelbar das Göttliche im Menschen entgegentritt, der freie Geist, der jeden Augenblick die Hülle verlassen kann, die er adelt, so lange er in ihr weilt: eine der Naturen, deren Dasein der einzig mögliche Beweis für das Dasein Gottes ist. Die Weltgeschichte, die vor allem die Thaten des menschlichen Egoismus aufzeichnet, zählt ihrer nicht viele; aber im gewöhnlichsten, alltäglichen Leben begegnet uns wohl ein solcher Mensch, der mit fragendem Blick auf das Böse schaut, der nur für andre, nicht für sich lebt, und der, selbst früh verklärt, weil er sich nie zu schonen verstand, den Samen des Guten in den Herzen aller derer zurückläßt, die ihm nahen durften. Nicht nur, wie Schlegel meint, auf den bildenden Künstler und Dichter beziehen sich die Schlußworte unsres Gedichts:

> Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
> Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,

sondern auf jeden, der still und rein im Dienste des Guten wirkt. Was die Welt wirklich im Tiefsten bewegt und gestaltet, ist eben das Gute; auch im kleinsten Kreise geübt, erstreckt es seine Wirkungen in unberechenbare Fernen. Die heilige Hand ist vielleicht die einer einfachen Frau; sie braucht nicht Schriftzüge zu bilden und den Meißel zu führen, vielleicht regt sie sich nur ohn' Ende, um all die Ihren zu erfreuen; vielleicht stützt sie nur die jungen Menschenbäumchen, die um sie her fröhlich aufwachsen und

der Zucht bedürfen; ihr Mund spricht vielleicht nicht große Gedanken voll tiefsinniger Weisheit: er lehrt nur die Mädchen und wehret den Knaben und pflanzt den jungen Herzen unmerklich dieselbe Liebe zu Gott und den Menschen ein, die ihr selbst das ganze Herz erfüllt. Und was den Zauber vermehrt, der solche seltnen Menschen umgiebt, das ist die Einfachheit ihres Thuns:

Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.

Was sie Gutes thun, erscheint ihnen natürlich, weil sie das Gute lieben; sie müssen mit den Fröhlichen sich freuen und mit den Weinenden klagen; dem Bösen begegnen sie wie einem Kranken, und so sind sie das Sonnenlicht ihrer kleinen Welt, und erst wenn sie dahin sind, wenn es Nacht geworden, merken wir, was wir an ihnen gehabt haben.

Wo uns nun solche Menschen im Leben begegnen, da sollen wir sie voll und ganz auf uns wirken lassen; nicht kleinlicher Neid darf uns nahe kommen, daß ihnen mühelos zu teil wird, wonach wir vielleicht zeitlebens vergebens ringen, daß ihnen das harte: „Du sollst", das unser Leben mit eiserner Hand regiert, ein bloßer Schatten ist; wir sollen uns neidlos freuen, daß die Menschheit solche Blüten treibt:

Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos,
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk.
Laß sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.*)

*) Schiller, das Glück.

Und gottlob! solches sich Beugen vor dem göttlich Schönen, wo es ihm in Menschengestalt entgegentritt, wird dem Menschen nicht schwer. Noch immer haben große Menschen, und sei es erst nach ihrem Tode, einen Kreis begeisterter Apostel gefunden; noch immer hat sich vor echter, unbewußter, selbstloser Güte die Menschheit willig gebeugt. Und nur zu ihrem eignen Heil. Denn von solchen Menschen, die den Blick stets nur auf das Hohe, Große, Göttliche gerichtet haben auch bei ihrem täglichen Thun und Treiben, strömt auch auf uns das Gefühl über, das uns allmählich dem Schönen und Großen gewinnt, das auch uns endlich zu Kindern des Hauses macht, und vielleicht ist das Glück, das wir empfinden, wenn ein edler Mensch uns hineinzieht in seine reinen Gedankenkreise, noch größer als das, welches er selbst empfindet, weil es bewußter ist.

Das ist also die Auskunft, die der Dichter dem Fragenden giebt: Die Zeit des Instinkts, wo der Mensch gut war, weil er nicht anders konnte, ist vorüber; die Menschheit ist gesunken, und nur der Imperativ, das starre Gebot, vermag sie zu regieren; die Formel ist an die Stelle des lebendigen Triebes getreten. Aber wenige Lieblinge Gottes giebt es, die ihre Liebe zu allem, was schön und gut ist, über das starre Pflichtgebot erhebt, die schön und erhaben handeln und auch uns so handeln lehren. Sie sind unendlich größer als die, welche moralisch handeln aus Zwang, und können unbeirrt ihrem Gefühl folgen.

In einer ganzen Reihe größerer und kleinerer Schöpfungen variiert nun der Dichter das Thema von „Natur und Schule" mit überraschender Mannigfaltigkeit, weist er immer wieder darauf hin, daß das Geheimnis der Sittlichkeit in

der Harmonie bestehe, bald mit kurzer, epigrammatischer Wendung:

Suchst du das Höchste, das Größte? — Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's!

bald in ausgeführter, plastischer Darstellung, wie in dem schönen Gedicht „der Tanz“. Das Gedicht ist zugleich so recht ein Beispiel für die Ausdrucksfähigkeit unsrer Sprache, die sich hier in den glücklichsten Wendungen „auf des Takts melodischer Woge“ dahinbewegt und wie mit Zauberkraft uns „den luftigen Reihn“ lebendig vor Augen führt. Wir glauben wirklich ätherische Leiber dort im Mondlicht auf- und abwogen zu sehen, glauben das säuselnde Saitengetön zu hören und die wunderbare Harmonie mitzuempfinden, die all die kunstreichen Verschlingungen beherrscht, und gerade um diese Empfindung ist es dem Dichter zu thun. Er hat seine Wirkung erreicht, und nun wendet er sich unvermutet nach uns um mit der vorwurfsvollen Frage:

Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß.

Aber warum fliehen wir dies Maß? Warum können wir nicht, wie des Dichters Lieblingsvolk, die Griechen, von der sanften Schönheit uns beherrschen lassen? — Weil uns, so klagt der Dichter, die innere Empfänglichkeit dafür abgeht. Vergebens singt uns der „Sänger der Vorwelt“, vergebens pilgern wir über die Alpen, um die

heilige Antike anzustaunen; „hast du", so ruft sie mahnend dem nordischen Wandrer zu,

„...... die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich türmt?
Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels,
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne;
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch."

Diese letzten Worte werfen nun aber zugleich eine große Frage auf. — So wenig wir Kant zustimmen mögen, wenn er die Sittlichkeit einer Handlung lediglich darin findet, daß sie aus Pflichtgefühl, aus Achtung vor dem Gesetz, nicht aus Neigung geschehe; so sehr wir unserm Dichter recht geben, daß eine That erst dann im edelsten Sinne sittlich genannt zu werden verdient, wenn sie aus Liebe zum Guten geschieht und nicht aus Zwang, so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß es unendlich wenig Menschen giebt, die lediglich durch ihr ästhetisches Gefühl für das Schöne und Erhabene zu dieser Liebe zum Guten unmittelbar kommen. Schiller selbst gesteht das nicht nur in der eben angeführten Stelle ausdrücklich zu, sondern auch da, wo er als Philosoph, nicht als Dichter auftritt. Am Schluß seiner Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen wirft er selbst die Frage auf, wo der Staat des schönen Scheins, in dem nur die eigene schöne Natur des Menschen, das ästhetische Wohlgefallen am Guten ihn lenkt, denn nun eigentlich zu finden sei, und meint: er existiere zwar dem Bedürfnis nach in jeder feingestimmten Seele, in Wirklichkeit aber wohl nur in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln. Aber was soll denn aus allen andern werden, aus der großen Menge der

Menschheit, aus all denen, die der nordische Fluch bindet? Wodurch sollen wir alle zu sittlicher Freiheit, zur Liebe zum Guten, erzogen werden, wenn unser ästhetisches Gefühl uns nicht dazu erzieht? Die Antwort kann nur eine sein: durch das verschmähte Pflichtgebot Kants, — und hier ist die Stelle, wo sich beide Theorien die Hand reichen.

Auf zweierlei Weise gelangt der Mensch zu freier Neigung zum Guten. Der Dichter kennt nur die eine und läßt theoretisch auch nur die eine gelten, die er im eigenen Leben erfahren, und die seinem ganzen Wesen sympathisch ist: die Erziehung durch das ästhetische Gefühl für das Schöne und Erhabene, die Erziehung, die er so ergreifend in der Macht des Gesanges schildert. Verhaßt ist seiner Künstlerseele die starre Formel; am Riesenkampf der Pflicht, bei dem der Flammentrieb des Herzens und die unerbittliche Tugend unlösbare Gegensätze sind, erlahmt seine Kraft. Da tritt die Kunst, die Muse der Schönheit zu ihm, sie verlangt Maß und Selbstbescheidung von ihm, nicht weil es Pflicht, sondern weil es schön, weil es erhaben ist, und diese Mahnung versteht er.

So rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängnis fällt ihn an.

Das ist der Weg, auf dem er erzogen und zu dem großen und schönen Menschen geworden ist. Aber nicht allen wird es so gut, diesen Weg wandern zu dürfen; —

es giebt einen andern, der weniger schön geschlungene Linien aufweist und durch rauhere Gegenden führt; auch auf ihm aber kommen wir zu sittlicher Freiheit.

Wie suchen wir ein Kind, das nicht gerade ausnahmsweise liebenswürdig veranlagt ist und schon aus freien Stücken allen Menschen nur Freude machen möchte, zur freien Neigung zum Guten zu erziehen? Wir stellen es zunächst unter das Pflichtgebot. Es wird den Zwang zuerst sehr schmerzlich empfinden; es denkt mit Freuden der Zeit, wo es frei davon sein wird und die verhaßte Pflicht beiseite schieben darf. Aber die Erfüllung dieser verhaßten Pflicht, die wieder und wieder von ihm gefordert wird, bringt zu seinem eigenen Erstaunen eine gewisse Befriedigung mit sich, die sie von Tag zu Tag weniger verhaßt macht, und die nicht nur ihren Grund in den äußeren, befriedigenden Folgen der Pflichterfüllung hat, sondern in dem dunklen Gefühl, daß hier ein guter Kampf gekämpft und ein guter Sieg errungen worden: der Sieg des Geistes über das Fleisch. Und die verhaßte Pflicht wird lieber und lieber, das Kind wächst heran, und freiwillig erfüllt es jetzt, was einst von ihm so widerwillig gethan wurde; das verhaßte: Du sollst! ist ein freudiges: Ich will! geworden. Kant selbst erkennt die theoretische Möglichkeit an, auf solche Weise zur Liebe zum Gesetz zu gelangen: „denn," sagt er, „an dem, was wir hochschätzen, aber doch (wegen des Bewußtseins unserer Schwächen) scheuen, verwandelt sich durch die mehrere Leichtigkeit, ihm Genüge zu thun, die ehrfurchtsvolle Scheu in Zuneigung und Achtung in Liebe".*) Er giebt sogar zu, daß eine so erlangte Liebe

*) Kant, Kritik d. prakt. Vernunft. Herausgeg. v. Kirchmann. 3. Aufl. S. 101.

zum Gesetz die Vollendung einer dem Gesetz gewidmeten Gesinnung sei, aber er bestreitet die Möglichkeit, daß jemals ein Geschöpf solche Gesinnung erreiche. Er muß diese Möglichkeit bestreiten bei seiner zu strengen Definition der Liebe zum Gesetz, des „Gernethuns": er versteht darunter, daß sich in einem Menschen auch nicht einmal die Möglichkeit einer Begierde fände, die ihn zur Abweichung vom Gesetz reizen könnte.*) Bei dieser Auffassung wird es allerdings keinen Menschen geben, der das Gesetz gern erfüllt, denn dann wäre der Mensch Gott; folgen wir aber dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, nach welchem „gern thun" nichts weiter als willig, freudig thun bedeutet, so möchte es doch eine ganze Anzahl von Menschen geben, die in diesem Sinne das Gesetz lieben, an dem Gesetz ihre Freude haben; ja, Kant selbst kennt diese Freude so gut wie Schiller, nur daß sie nicht sowohl eine ästhetische Freude als eine geistige Genugthuung ist: er kann sich nicht satt sehen an der Herrlichkeit des Pflichtgesetzes; seine Seele glaubt sich in dem Maße über sich selbst zu erheben, als sie das heilige Gesetz über sich und ihre gebrechliche Natur erhaben sieht,**) und an kaum einer Stelle seiner Werke erhebt er sich zu solcher Begeisterung, als da, wo er ausruft: „Pflicht, du erhabener, großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, ... vor dem alle Neigungen verstummen, . . . welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft,

*) Kritik der prakt. Vernunft. Herausgeg. v. Kirchmann. 3. Aufl. S. 101.

**) Ebenda. S. 93.

welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt?" *) ..... Die That nun, die aus solcher im Kampf mit der Pflicht gewonnenen Freude an der Pflicht entspringt, sieht der That, die dem Gefühl für das Erhabene entspringt, so ähnlich, wie nur Geschwister einander ähnlich sehen können, und solche Thaten sind auch Geschwister: sie entspringen beide dem unmittelbaren Geistesbewußtsein, und ob sie gleich einmal durch das moralische, das andere Mal durch das ästhetische Gefühl vermittelt werden, so ist doch ihr Charakter derselbe, und es möchte sehr schwer sein, in großen Handlungen den Anteil nachzuweisen, den die eine oder die andere Triebfeder daran hat. Wer will bestimmen, ob die That des Herzogs Leopold von Braunschweig, von der Schiller in seiner Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten berichtet, aus einem hohen Pflichtgefühl hervorgegangen, oder aus freier Neigung, die uns als Menschenliebe entgegen tritt, und die Schiller, der Grieche, auf einen „reizbaren Schönheitssinn" zurückführt, „den alles, was groß und vollkommen ist, entzückt." **) Aber genug dieser Erörterungen, genug, wenn wir überzeugt sind, daß auch der strenge Pflichtbegriff uns zur Liebe zum Guten — wie eben Menschen es lieben können — zur moralischen Freiheit führen kann, wenn auch auf rauhem Pfade: es ist eben doch der einzige, der Wahrheit dürfen wir uns trotz unserem Dichter nicht verschließen, den die meisten von uns gehen können, auf dem vor allen Dingen das Kind, wie die große Menge nur geführt werden kann. Wir geben strenge Gesetze, bis die sinnlichsten Triebe ge-

---

*) Ebenda S. 104.

**) Siehe hierzu den folgenden Vortrag S. 107.

brochen sind, wir erzwingen die Aufrechthaltung des unerbittlichen: „Du sollst!“ durch Strafen, bis der wiederholt erzwungene Sieg über den sinnlichen Trieb diesen geschwächt und geistigeren Regungen Platz gemacht hat; die Geistesfreude über den erlangten Sieg hilft neue erringen, und so kommen allmählich ganze Völker zu einer gewissen sittlichen Höhe; die meisten ihrer Individuen halten freiwillig durch allmählich erworbene und ererbte Neigung zum Rechten die überlieferten Gesetze, und so nähert sich langsam in fortschreitender Selbsterziehung, zum größeren Teil durch das Pflichtgefühl, zum kleineren durch das ästhetische Gefühl, die Menschheit ihrem großen Endziel, der moralischen Freiheit.

Wir haben uns diese etwas abstrakten Erörterungen nicht ersparen dürfen, weil es galt, zu den Grundsätzen Stellung zu nehmen, die der Dichter in Bezug auf die sittliche Erziehung des Menschen ausspricht. Wir haben ihm beistimmen müssen in Bezug auf das Ziel, das er aufstellt: der Mensch muß zu sittlicher Freiheit gelangen; sittlich frei aber handelt nur der, der aus Liebe zum Guten das Gute thut; wir haben auch mit Interesse den Weg verfolgt, den er uns zu diesem Ziel gezeigt hat, und zugeben müssen, daß es schön, wunderbar schön sein muß, wenn die Grazien uns diesen Weg voll Sonnenschein und Blumenduft führen wollen; aber wir haben noch einen anderen Weg gefunden, im Schatten zwar, mit wenig Sonnenblicken, der aber doch auch zum Ziel führt, und den die meisten von uns wandeln müssen; ihn führt uns in schweigendem Ernst die erhabene Pflicht, erhaben, weil auch sie uns die Größe unserer übersinnlichen Existenz ahnen läßt.

IV.

Wir haben die in den Abhandlungen über Anmut und Würde und über das Erhabene berührten Fragen und Gegensätze nun in ihrer weiteren Ausgestaltung noch durch eine Anzahl philosophierender Gedichte zu verfolgen: Würde der Frauen, das verschleierte Bild zu Saïs und die Schlußperspektive des Spazierganges gehören noch diesem Gedankenkreise an.

In dem Gedicht der Tanz, sowie in kleineren, epigrammatisch zugespitzten Dichtungen hatte der Dichter immer wieder auf die Anmut, die Harmonie auch im Leben und Handeln hingewiesen, hatte dann ja freilich selbst wieder zugeben müssen, daß die Natur der jetzigen Menschheit wenig zu solcher Harmonie, solcher Anmut neige. Eine Hälfte der Menschheit scheint er aber doch von diesem Ausspruch ausschließen zu wollen: die Frauen.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft;

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft;
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt;
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben:
Mit zermalmender Gewalt
Geht der wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin;
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Tau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht;
Mit dem Schwert beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Das Gedicht: Würde der Frauen hat schon bei seinem ersten Erscheinen im Musenalmanach für das Jahr 1796 sehr widersprechende Beurteilung erfahren. Während feinfühlige Männer wie Humboldt und Körner ihre höchste Befriedigung darüber aussprechen, werden andere Stimmen laut, die es völlig verwerfen als „unwahr, schwankend, unbestimmt.“ *) Friedrich Schlegel gar will „diese Schrift“ nicht einmal für ein Gedicht gelten lassen**): „weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch

*) Braun, Schiller im Urteil der Zeitgenossen II., S. 168.
**) Ebenda, S. 193.

gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze strophenweis rückwärts liest.*) . . . Die Darstellung ist idealisiert; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut."

Bei den Frauen fand das Gedicht, wie damals zu erwarten stand, eine günstigere Aufnahme. Humboldts und Körners Frau äußern sich sehr befriedigt. Nur Frau von Stein ist kritischer. Sie schreibt an Charlotte Schiller**): „Bei der Würde der Frauen sieht man recht, daß mein Lollochen (wie sie Charlottens Namen umzuwandeln liebt) der Gegenstand war, aus dem er (Schiller) es schöpfte; heimlich aber hat er doch nach der Kantischen Philosophie den Mann zum Tugendhaften gemacht." — Den Frauen des 19. Jahrhunderts gefällt vielleicht dies Schillersche Gedicht, zu ihrer Verherrlichung gemacht, am wenigsten. Es hat das zweierlei Ursachen. Einmal beschleicht uns leicht, wie Frau von Stein, ein leises Gefühl des Mißtrauens in Bezug auf den Wert der uns dargebrachten Huldigung; sodann steht die ganz passive Rolle, die der Frau hier zugeteilt wird, und die ja schon Schlegels Spottwort trifft, zu sehr im Widerspruch mit den Anforderungen, die unsere Zeit auch an der Frauen Thatkraft stellt. Im engsten Zusammenhange mit diesen stets steigenden Ansprüchen steht die schärfere Kontrolle, die wir über unser

*) Siehe Xenion 305, Ausg. v. Stern, Leipzig, Reclam.

**) Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Bd. I., S. 303. Brief vom 7. Sept. 1795.

Gefühlsleben und besonders über unsere Gefühlsäußerungen auszuüben gewohnt sind. Uns „perlen" nicht mehr so leicht die Augen „vom himmlischen Tau", wie den Töchtern jener Zeit; wir lieben es auch nicht gerade, mit Äolsharfen verglichen zu werden, die jeder Zephyr erschüttert; kurz, das Gewand, in das der Dichter seine Aussprüche kleidet, entspricht zu entschieden dem Geschmack jener Tage, um unserm ehernen Jahrhundert zu behagen.

Ehe wir nun dem Gedicht näher treten und seines Grundgedankens habhaft zu werden suchen, wollen wir uns, um eine Handhabe zu gewinnen, noch nach einigen anderen Äußerungen des Dichters über den Gegensatz der Geschlechter umsehen.

Da finden wir zunächst ein paar harmlose und doch bezeichnende Bemerkungen in einem Brief an Lotte (vom 27. Nov. 1788). „Es kommt mir vor," schreibt Schiller, „und das mag freilich ein eigennütziger Wunsch unseres Geschlechts sein, — mir kommt vor, daß die Frauen geschaffen sind, die liebe, heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen, und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneien und machen Wind; Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Sie wissen, was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichnis ist also das schönste, was ich von Ihrem Geschlecht nur habe sagen können, und ich hab' es auf Unkosten des meinigen gethan!" Das Gleichnis freut denn auch Lotte so, daß sie ganz darüber vergißt, sich an dem Sturm- und Regenprivileg, das der Mann in Anspruch nimmt, zu ärgern,

und gleich im nächsten Briefe, ganz im Geist der ihr zugewiesenen Rolle, erklärt, lieber nichts mehr schreiben zu wollen, als etwas Unerfreuliches. — Dann aber finden wir eine böse Äußerung in „Anmut und Würde“, die beweist, einen wie feinen Instinkt Frau von Stein hat, wenn sie meint, heimlich mache der Dichter den Mann doch zum Tugendhaften, und zwar thut er das nicht nur im Kantischen, sondern auch in seinem eigenen Sinne. Wie er ihm in der sinnlichen Welt allein die aktive Rolle zuerteilt, so ist auch er allein ihm echt sittlichen Handelns fähig. „Selten“, heißt es hier, „wird sich der weibliche Charakter zu der höchsten Idee sittlicher Reinheit erheben und es selten weiter als zu affektionierten Handlungen bringen. Er wird der Sinnlichkeit oft mit heroischer Stärke, aber nur durch die Sinnlichkeit widerstehen. Weil nun die Sittlichkeit des Weibes gewöhnlich auf seiten der Neigung ist, so wird es sich in der Erscheinung ebenso ausnehmen, als wenn die Neigung auf seiten der Sittlichkeit wäre. Anmut wird also der Ausdruck der weiblichen Tugend sein, der sehr oft der männlichen fehlen dürfte.“ Auch hier also spricht der Dichter der Frau die Anmut zu, wie in unserm Gedicht, aber wir sehen hier auch zugleich, was er von der Anmut hält: sie steht ihm hoch, aber sie ist ihm nicht das Höchste, wenigstens als angeborene Charaktereigenschaft nicht. Weit höher als die schöne steht ihm die heroische Seele; „das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm“, die Anmut zeugt von einem ruhigen, in sich harmonischen Gemüt, in der Würde aber legitimiert sich das Subjekt als selbständige Kraft. Diese Würde nun, die Empfänglichkeit für den Reiz des Er-

habenen, die Fähigkeit, in Konfliktsfällen die Sinnlichkeit der Vernunft freudig unterzuordnen, behält Schiller durch die eben erwähnte Äußerung dem Manne vor, und kommt so zu einer prinzipiellen Scheidung der Geschlechter auch auf sittlichem Gebiet, gegen die wir gegründete Ursache haben uns aufzulehnen.

So reicht trotz „Würde der Frauen" der Dichter dem Mann die Palme und hätte schwerlich Schleiermachers originellen Wunsch geteilt, lieber Frau als Mann zu sein*): ja, als Mann fühlt er sich geradezu als ein Wesen höherer Gattung. „Gegen die Frau betrachtet," schreibt er an Wilhelm von Humboldt**), „ist der Mann mehr ein bloß möglicher Mensch, aber ein Mensch in einem höheren Begriff; gegen den Mann gehalten, ist die Frau zwar ein wirklicher, aber ein weniger gehaltreicher Mensch .... Man wird den Mann immer durch einen höheren Gehalt und eine unvollkommenere Form, die Frau durch einen niedrigeren Gehalt, aber eine vollkommenere Form unterscheiden."

Wenn nun in „Würde der Frauen" die Frau weit besser fortkommt, als sich nach solchen Äußerungen erwarten ließe, so hat das seinen Grund darin, daß hier der Dichter, nicht der Philosoph spricht. Dieser reflektiert und handhabt zugespitzte Begriffe, wo jener die

---

*) Schleiermacher an Charlotte von Kathen, d. 4. August 1804: „Mir geht es überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein." (Aus Schleiermachers Leben in Briefen, Berlin, Reimer, 1858, Bd. I., S. 417.)

**) Brief vom 25. Dezember 1795.

Dinge unmittelbar anschaut, so daß er sie klarer und reiner sieht, als wenn sie erst durch den Verstand zersetzt sind. So ergeben sich ihm auch andere und ohne Zweifel wahrere, richtigere Gegensätze zwischen beiden Geschlechtern: nicht die zwischen Anmut und Würde, zwischen dem Menschen von niedrigerem und dem von höherem Gehalt, sondern die zwischen der Anmut und dem Kantischen Pflichtbegriff, zwischen Herz und Kopf, Empfindung und Reflexion.*) So stehen sich hier dieselben Gegensätze gegenüber, wie in „Natur und Schule"; es wird dieselbe Frage aufgeworfen: Soll die starre Formel oder das unmittelbare Gefühl recht behalten? Es ist keine Frage, auf wessen Seite der Dichter sich stellt: er steht im Bann der Schönheit, der Anmut, im Dienste der Frau, die ihm die Priesterin der Schönheit und des Maßes ist; die nur der untrüglichen Stimme ihres Herzens, ihres unmittelbaren Gefühls zu folgen braucht, wo der Mann den Kopf, das Gesetz fragt. Und das ist die ewige Wahrheit dieses Gedichts, möge sie dem einzelnen gefallen oder nicht, und möge sie den einzelnen treffen oder nicht: es ist so, wie Erdmann einmal sagt**): dem Mann ist das Unbegreifliche das Frauenherz und sein sicherer, unbeirrbarer Takt, während die Frau immer wieder erstaunt sieht, was ein

---

*) Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königin die Pflicht.
— — — — — — — — —
Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele 2c.

so deuten die später gestrichenen Strophen der ersten Ausgabe diese Gegensätze an.

**) Erdmann, Psychologische Briefe, Leipzig, Geibel 1852, S. 99.

Männerkopf doch für Einfälle haben kann. Die Einseitigkeit und zugleich die Kraft beider Geschlechter liegt darin, daß der Mann stets reflektiert, die Frau stets dem unmittelbaren Gefühl, dem Takt folgt, der sie erraten läßt, was zu thun sei, ehe der Mann es auf dem Umwege der Reflexion — häufig nicht einmal gefunden hat. Diese Gefühlsunmittelbarkeit ist es, die den Dichter an den Frauen bezaubert, da sie ihm entweder selbst eigen ist, oder doch als das höchste Erstrebenswerte gilt. Diese feiert er hier wie in den anderen kleinen hierher gehörigen Gedichten: Weibliches Ideal, Macht des Weibes und Tugend des Weibes. Auch hier ist ihm die Krone der Frau der Zauber, den ihr die unbewußte Anmut, die Schönheit und Harmonie ihres Handelns verleiht, in dem nichts von innerem Konflikt, von Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung zu erblicken ist.

Woher stammt nun diese Anmut? Häufig, so weit müssen wir des Dichters Auffassung Recht geben, aus unmittelbarer Naturanlage. Objektiv betrachtet, erscheint das Leben der Frau schwerer als das des Mannes, weil sie selten für sich, fast nur im persönlichen Dienst für andere lebt; aber dies Zurücktreten der eigenen Persönlichkeit hinter andre ist der echten Frau ein Genuß, und eine selbstsüchtige Frau ist immer häßlicher als ein selbstsüchtiger Mann, weil unnatürlicher. Weil also das Leben für andere das eigentliche Element der Frau ist, so erscheint sie auch unter steter Aufopferung freudig, so lange sie ihre eigentliche Lebensluft, die Liebe, atmet, — ihr Thun und Wesen ist harmonisch, wo des Mannes reflektiertes, pflichtgemäßes Handeln Härten und Ecken zeigt. Wenn nun aber der Dichter meint, daß die Frau über diese willenlose Güte

nicht hinauskönne, auch ihrer Bestimmung nach nicht hinaussolle; wenn er meint, daß diese Harmonie sie nie im Stiche läßt und in allen Lebenslagen ihr als Naturgeschenk anhaftet — notwendig harmonisch nennt er ihr Wesen in allen hierher gehörigen Dichtungen*) —; wenn er aus dieser notwendigen, pflanzlichen Harmonie heraus alle Thaten edelster Aufopferung, stiller Selbstverleugnung erklären zu können glaubt, an denen die — freilich ungeschriebene — Geschichte der Frauen so reich ist: so stört hier doch wieder der Philosoph mit seiner vorgefaßten Meinung des Dichters Kreise, wie das dem Lyriker Schiller manchmal geschieht. Da, wo er als Dramatiker in die Tiefe des Menschenherzens hinabsteigt, in der Jungfrau von Orleans, giebt er selbst die Widerlegung seiner Theorie, wie Göthe sie in der Iphigenie giebt; wie sie tausende von Frauen aus eigenster schmerzlicher Lebenserfahrung geben könnten. Auch das Leben der Frau ist reich an Konflikten zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, die nur gelöst werden können durch den reinen Geist in ihr, nicht durch das bloße Naturwesen, das Schiller in ihr sieht, das mit der Pflanze die willenlose Harmonie teilt. Ihrer Opferfreudigkeit wird oft unendlich viel mehr zu-

---

*) — — — — — — — — ewig notwendig
Weißt Du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.

Aber für Ewigkeiten entschieden,
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Notwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüte,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.

gemutet, als auch ihr natürlich ist zu leisten; in lieb- und freudelosem Leben seufzt sie unter harten Pflichten, zu deren Erfüllung solche pflanzliche Harmonie nicht ausreicht: sie hat sich aus ihr zu jener bewußten Übereinstimmung des Sollens und Wollens zu erheben, die Schiller die reifste Frucht der Humanität nennt (die freilich niemand ganz erreicht). Sollte die Frau ausgeschlossen sein von der höchsten, eigentlichsten Aufgabe des Menschengeschlechts, wollend zu sein, was die Pflanze willenlos ist, bewußte Anmut (sit venia verbo) zu erringen? Gewiß nicht, nur wird sie vielleicht häufiger als der Mann den leichten, schöneren Weg zu diesem Ziele geführt, den Weg Schillers, den Weg der Griechen; sie wird erzogen werden durch ihre Empfänglichkeit für den Reiz des Schönen, des Erhabenen, der nun freilich in das Bewußtsein der Frau, wie überhaupt in das moderne Bewußtsein selten als solcher tritt, wie bei den Griechen, sondern vergeistigt, vertieft, nicht in heidnischem, sondern in christlichem Gewand: als warme Liebe zu den Menschen und begeisternde Liebe zu Gott.*) Sie leitet die Frau da, wo der ernste Pflichtbegriff im härenen Gewande der Phi-

*) Schiller ist sich der Verwandtschaft dieser Gefühle wohl bewußt: sie liegt in der Freiheit in der Erscheinung; darum nennt er das Christentum die einzige ästhetische Religion . . . . „der eigentümliche Charakterzug des Christentums", schreibt er an Goethe (Brief vom 17. Aug. 1795), „der es von allen monotheistischen Religionen scheidet, liegt in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion."

losophie den Mann steile Pfade führt. So bleibt ihm in der Regel der härtere Kampf, seiner größeren Widerstandsfähigkeit entsprechend, ohne daß sich freilich auch hier, wie in den verwickelten Problemen sittlichen Handelns überhaupt, eine genaue Trennung der Motive durchführen ließe. Es giebt Männer, die frauenhaft empfänglich für ästhetische und religiöse Anregung sind, die warme Menschenliebe in den unmittelbaren Dienst anderer treibt, — ich erinnere nur an die rührende Gestalt Pestalozzis in Stanz — und Frauen, die den Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung in seiner ganzen Schwere empfinden müssen; es giebt endlich Naturen, Männer wie Frauen, denen eine glückliche Mischung von ästhetisch-religiöser Empfänglichkeit und Pflichtgefühl die besten Aussichten für den harten Kampf des Lebens gewährt.

Denn hart ist dieser Kampf; viele Naturen gehen in ihm zu Grunde, und nicht nur die schwachen. Gerade viele der stärksten Naturen erreichen die Uebereinstimmung von Sollen und Wollen, die freiwillige Unterordnung unter ewige Gebote nie, weil der Selbstwille, das Titanentum in ihnen zu mächtig ist; sie wollen ertrotzen, was dem Menschen versagt ist, wollen mit Dämonen sich messen und gehen in diesem Riesenkampf unter: das ist das eigentliche Thema des verschleierten Bildes zu Saïs.

Man hat viel Rätselhaftes in diesem Gedicht finden wollen: es ist nichts darin, sobald man den rechten Standpunkt zu seiner Erklärung wählt. Das ganze Geheimnis besteht darin, es in den rechten Zusammenhang zu stellen, in den Ideenkreis einzurücken, welchen die das letzte Mal besprochenen Abhandlungen bilden, es von Schillers Standpunkt aus zu erklären. Es bedarf kaum

der Erwähnung, daß der wirkliche Stufengang der ägyptischen Mysterien mit der Auffassung des Gedichts nichts zu thun hat. Schiller hat völlig seine eigenen Gedanken über die Art, wie der Mensch zur Gotteserkenntnis, zu sittlicher Reife gelangt; er legt mit dem Recht, das der Dichter über die Geschichte hat, dem Hierophanten tiefere Absichten, dem Jüngling eine tiefere Auffassung unter, als jene Zeit sie haben konnte. Woher die äußere Anregung, die Fabel der Dichtung stammt, hat daher auch nur insofern Interesse, als wir daraus, wie bei der Vergleichung der Lessingschen Ringparabel mit dem Boccaccio sehen können, daß das Beste dem Dichter selbst gehört; für die Auffassung finden wir in diesen Quellen*) keine Handhabe; sie liegt lediglich in Schillers Weltanschauung, liegt in den großen Worten:

Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Der Priester zu Saïs soll den nach Wahrheit, nach ganzer, voller Gotteserkenntnis dürstenden Jüngling in dieselbe einführen. Er ist aufgewachsen in dem bunten, vielgestaltigen Volksaberglauben, und lange Zeit hat er ihm genügt; aber mit dem Erwachen zu vollem Selbstbewußtsein hat sich in seinem Herzen die Ahnung eines Höheren, Geistigen geregt, und mit heißer Sehnsucht verlangt er nun in die Erkenntnis dieses Höheren eingeführt zu werden. Rasch hat er die ersten Grade durcheilt. Die bunte Decke ist fortgezogen, die vielgestaltige Welt in einen Ring gefaßt; seine Ahnung hat ihn nicht betrogen:

---

*) Siehe über die Quellen Viehoffs Kommentar zu Schillers Gedichten, Bd. III., S. 5 ff.

die Gottheit steigt als ein Geist vor ihm empor. Aber dies bloße Wissen um die Einheit und Geistigkeit Gottes genügt ihm nicht; er will mehr, will volle Erkenntnis; er will das eigentliche Wesen der Gottheit schauen:

.... „Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe? ....
Giebt's etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einz'ge, ungeteilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles, was dir bleibt, ist nichts, so lang
Das schöne All der Töne fehlt und Farben."

Dieses All, diese volle und ganze Wahrheit vermag der Priester dem Jüngling nicht zu geben, weil er sie selbst nicht hat, weil sie überhaupt keinem Menschen gegeben ist. Die Vernunft vermag die Idee eines einheitlichen, geistigen und sittlichen Prinzips der Welt zu fassen und sie als notwendig zu erkennen; weiter vermag sie nicht zu gehen. Aber der Priester hat ein langes Leben hinter sich; er hat in diesem Leben Gott gesucht und gefunden, nur nicht auf dem Wege der Vernunfterkenntnis, sondern indem er auf die Stimme seines Herzens, seines Gewissens gelauscht und gethan hat, was sie ihm sagte. Jeder Schritt auf der Bahn der Tugend, jede freiwillige Unterordnung unter das sittliche Gebot, jede Liebesthat hat ihn tiefer eindringen lassen in das Wesen der Gottheit, und er weiß wohl, das ist der einzige Weg, den der Mensch zu gehen vermag. Diesen Weg kann er auch den

Jüngling nur führen, nur auf diesem Wege ihm tiefere Erkenntnis verschaffen, nachdem der rohe Aberglaube hinweggeräumt und die Befähigung zu geistiger Auffassung gegeben ist. Aber wird sich dessen Feuerseele damit begnügen wollen? Wird er ihm glauben, wenn er sagt: eine weitere Gotteserkenntnis durch die Vernunft giebt es nicht; tiefer einzudringen in das Wesen der Gottheit vermagst du nur, wenn du ihrem Weben in deiner Brust lauschest und ihre Gebote erfüllst? — Solche Wahrheiten glaubt niemand dem andern, sie müssen entweder durch eigenes Schließen oder durch schmerzliche Erfahrung unser eigen werden. Und dazu will der Priester dem Jüngling Gelegenheit geben. Er will ihn auf eine Probe stellen, die zugleich entscheiden mag, ob er eine von den feinen, auserlesenen Naturen ist, die eine heilige Scheu vor dem Göttlichen erfüllt; ob der Priester in ihm einen Hüter des Mysteriums heranziehen kann, oder ob Selbstwille und rohe Kraft zu mächtig in ihm sind, um ihn in den Dienst der Gottheit zu stellen. Und so führt er ihn denn in die Rotonde,

Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel. Verwundert
Blickt er den Führer an und spricht: „Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?"
„Die Wahrheit", ist die Antwort. — „Wie", ruft jener,
„Nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?"
„Das mache mit der Gottheit aus", versetzt
Der Hierophant. „Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbotnen früher hebt,

Der, spricht die Gottheit" — „Nun?" — „Der sieht die
Wahrheit."
„Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?"
„Ich? Wahrlich nicht und war auch nie dazu
Versucht". — „Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte" —
„Und ein Gesetz", fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor; — für deine Hand
Zwar leicht, doch centnerschwer für dein Gewissen."

Das also ist die Probe: ein einfaches, aber von der Gottheit selbst ausgegangenes Gebot steht auf der einen Seite, — das höchste, selbstgewünschte Ziel auf der andern; auf der einen die schmerzlichste Entsagung und freiwillige Unterordnung unter das Gesetz, auf der andern die volle Befriedigung des eignen Ich, die Erfüllung des sehnlichsten Wunsches. Es ist dieselbe Probe, vor die Iphigenie gestellt wird, und die sie besteht: das Höchste, was sie zu denken vermag, die Befreiung ihres Bruders, ist möglich, aber nur durch Verletzung einer sittlichen Pflicht. Sie schwankt, aber sie findet die einzig mögliche Lösung; sie unterwirft sich dem Gesetz. Vor derselben Probe steht auch der Jüngling im Kampf mit dem Drachen; die aufgeregte Menge ist bereit ihn zu schützen, ja, ihm den höchsten Triumph zu bereiten; aber gerade ihr Toben, der wilde Aufruhr, der das Haus erfüllt, belehrt den Jüngling über die Notwendigkeit des Gesetzes, und durch freiwillige Unterwerfung ehrt er den Meister und sich selbst noch mehr. In ihm, wie in Iphigenie lebt die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die der Jüngling zu Saïs nicht kennt, die instinktive Scheu vor dem Göttlichen, die den großen

Menschen kennzeichnet, und die ihn allein die Probe hätte bestehen lassen können. So steht diesem das Gebot nicht mit dem ganzen Reiz des Erhabenen gegenüber, sondern als reines Pflichtgebot, als starrer Imperativ. Daß auch die Erfüllung dieses Pflichtgebots ihm zur reinen Freude, die stets den Sieg des Geistes über die Sinnlichkeit begleitet, werden kann, davon hat er keine Ahnung; bis jetzt ist er einfach dem Feuereifer gefolgt, der ihn beseelt, und der keine Schranke irgend welcher Art anerkennen will. Darum faßt er es nicht, daß der Priester nie versucht war, den Schleier zu heben, die Wahrheit zu schauen, von der nur diese dünne Schranke ihn trennt.

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause;
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm, die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Öffnung wirft
Der Mond den bleichen, silberblauen Schein,
Und furchtbar, wie ein gegenwärt'ger Gott,
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren.
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.

Unglücklicher, was willst du thun? so ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen?
„Sei hinter ihm, was will! Ich heb' ihn auf!"
Er rufts mit lauter Stimm': „Ich will sie schauen."
Schauen!
Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
„Nun", fragt ihr, „und was zeigte sich ihm hier?"
Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich,
So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem", dies war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestüme Frager in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld:
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein."

Was hat des Jünglings Leben gebrochen? Was hat er geschaut, als seine Hand den Schleier hob? Nichts — selbstverständlich nichts weiter als das Riesenbild der Isis. Aber denken wir uns in seine Lage hinein. Bis zu dem Augenblick, wo die That geschehen, erfüllt ihn nur ein Gedanke: zu wissen, zu schauen, das Unbegreifliche mit Händen zu fassen; das Eine macht seine Adern pochen und seine Gedanken sich verwirren. Er steht vor dem Bilde, ehe er selbst es weiß; eine Ahnung des ungeheuren Frevels, den er begehen will, durchzuckt ihn, aber in sinn-

losem Taumel hört er auf nichts mehr als auf seine Begierde; die Warnungsstimme in seiner Brust verstummt, er reißt den Schleier herunter, der das heilige Bild verhüllt — und starrt in die göttlich schönen und göttlich ruhigen Züge der Isis. Und da, in der Totenstille um ihn her, die nichts unterbricht als das Pochen des eigenen, schuldbewußten Herzens, überfällt ihn plötzlich die zermalmende Erkenntnis, daß das, was er gewollt, ein Wahnsinn ist, daß er die Gottheit nie anders schauen kann als im Bilde, sie nie anders erkennen, als durch Verehrung, durch freiwillige Unterordnung unter ihren Willen. Und was diese innere Stimme ihm zuruft, dieselbe Mahnung spricht ihm aus der Statue; wie jenen trunkenen Kallisthenes in der Uhlandschen Ballade tiefe Scham ergreift beim Anblick der göttlichen Bacchusstatue, so geht hier unten in der geheimen Gruft dem Jüngling beim Anblick des ruhiggroßen, im silberblauen Schein des Mondes doppelt erhabenen Bildes die Erkenntnis auf, daß vollendetes Maß das Wesen des Göttlichen und Sittlichen ist, daß hier die Begierde, die rohe Kraft schweigt und sich willig dem geistigen Prinzip unterordnet, und die tiefste Scham überwältigt ihn, daß er diese Wahrheit verkannt hat. Und da wird ihm klar, daß er auf eine Probe gestellt worden ist, die er nicht bestanden hat. Diese geforderte freiwillige Unterordnung unter das geistig-sittliche Prinzip, unter den Willen der Gottheit, er hat sie nicht geleistet; er hat das Wesen der Gottheit verkannt. Jetzt zwar hat er die Wahrheit erfaßt, aber auf dem Wege schmerzlichster Erfahrung, durch Schuld ist er dahin gekommen, und diese Schuld drückt ihn zu Boden, und nie vermag er sich wieder aufzuraffen.

Wir könnten einwerfen: das ist aber der Weg, den die meisten von uns gehen. Selbstbescheidung und Maß ist den wenigsten Menschen angeboren, die Erfahrungen anderer machen wir uns nicht leicht zu eigen; erst die Schuld lehrt uns unsere Schranken kennen; sie demütigt uns wohl, aber sie braucht uns nicht zu vernichten. Haben wir die Wahrheit gewonnen, wenn auch durch Schuld, so haben wir sie doch jetzt und können ihrem Leitstern folgen. Ein völlig richtiger Schluß, wo es sich um normal angelegte Menschen von mittleren Fähigkeiten und mäßigen Begierden handelt. Ein solcher ist unser Jüngling nicht. Er ist eine Feuerseele, die alles oder nichts will, eine halbe Erkenntnis giebt es für ihn nicht, ein Irren und Straucheln kann er nicht ertragen. Wer hübsch auf der Erde wandelt, kann fallen und wieder aufstehen, wer sich wie Euphorion in die Lüfte schwingt, wird beim Fall zerschmettert. Wagner bleibt fein geduldig, wo er nicht alles erkennen kann, und freut sich noch, daß wir's doch schon so herrlich weit gebracht haben; Faust setzt die Phiole an den Mund, als ihm das vernichtende Wort erschallt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" Wir alle leben ergeben weiter, wenn unsere Ideale zusammenbrechen, und suchen und finden vielleicht neue; Max Piccolomini sucht den Tod. Und so giebt es auch für den Jüngling zu Saïs kein Wiederaufstehen von seinem Fall; sein Versuch ist fehlgeschlagen, er hat sein ganzes Vermögen auf einen Wurf gesetzt und ist nun bankerott an Kraft und Selbstvertrauen. Die neue Erkenntnis, daß er sich hätte bescheiden sollen und müssen, kommt ihm zu spät; leidenschaftlich wie sein Verlangen ist auch seine Reue, und der Schluß des Gedichtes ist psychologisch völlig

gerechtfertigt. — Warum uns der Dichter diese Moral nicht in dürren Worten gegeben? — Weil er eben ein echter Dichter war, und weil es ihn vielleicht auch reizte, ein Stück Mysterium zu geben, in das freilich jeder leicht einzudringen vermag, der sich nur in die Gedankenkreise des Dichters, in seine ganze Weltanschauung einleben will. Maß und Selbstbescheidung, Anmut und Würde, das sind die Stichworte auch dieses Gedichts.

Wird aber die Menschheit im großen und ganzen das Ziel je erreichen, das dem Dichter vorschwebt, und das bis jetzt, wie er selbst zugeben muß, nur stets von einzelnen annähernd erreicht ist? Wird sie sich bescheiden lernen? Dieser Gedanke ist der Gipfelpunkt des großen kulturhistorischen Gedichts aus dieser Epoche, des Spaziergangs. Eine eingehende Betrachtung dieser Dichtung kann nicht in meinem Plan liegen; dazu gehört sie als Ganzes zu wenig in den bis jetzt durchlaufenen Gedankenkreis; aber die Schlußausführungen stehen im engsten Zusammenhange mit demselben, und um zu diesen aus der rechten Richtung her zu gelangen, erscheint doch eine kurze Zusammenfassung des Vorhergehenden geboten.

An die Aufeinanderfolge der Landschaftsbilder auf einem Spaziergang und die dadurch erregten Stimmungen knüpft der Dichter bekanntlich eine Gedankenreihe an, die die ganze Entwicklung des Menschengeschlechts vom ersten Beginn der Kultur an bis zu ihrer Selbstvernichtung zum Gegenstand hat. In engster Verbindung erscheint der Mensch zuerst mit der Natur; bewußtlos fast spielt sein Leben sich ab,

„Seine Wünsche beschränkt der Ernten ruhiger Kreislauf,“

und unter demselben Gesetz der Notwendigkeit stehend, wie

die ganze ihn umgebende Natur, empfindet er das dumpfe Glück der Kindheit. Aber aus dieser Kindheit soll er zu bewußter Freiheit gelangen, aus der Abhängigkeit von der Natur zur Herrschaft über dieselbe. Was dem Vereinzelten unmöglich war, gelingt den Verbundenen; vereint schaffen die Menschen sich Wohnsitze, die sie unabhängig machen von den Unbilden der Witterung, vom Tosen der Elemente, von der Raubgier wilder Tiere: die Stadt entsteht, der Staat. Ein fröhlicher Wetteifer belebt die Bürger; jeder einzelne treibt, was ihm am nächsten liegt, was er zu besonderer Vollkommenheit bringen kann: die Stände entstehen. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aber beherrscht alle; in mutigem Kampf für den heimischen Herd und das heimische Recht erstarkt es; gemeinsame Unternehmungen heben es mehr und mehr, Kolonien werden gegründet, Handel und Gewerbe blühen auf, reiche Mittel strömen ins Land, und in der Muße, die sie gewähren, blühen fröhlich die edlen Künste empor.

Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein.

Mit den Künsten zugleich entwickelt sich die Wissenschaft:

. . . . im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Äther dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Körper und Stimme leiht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt,
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

Den ruhenden Pol, — das einheitliche Prinzip, das Gesetz, das den unaufhörlichen Veränderungen um ihn her zu Grunde liegt, sucht der Mensch überall, und er findet es. Was ihm unberechenbare Willkür schien, sieht er jetzt einem Gesetz unterworfen, das er selbst gefunden; die Natur, die ihn einst ganz beherrschte, deren Launen er preisgegeben war, vermag er nun zu berechnen, sie in seinen Dienst zu zwingen. Was ihm beseelt erschien, ist seelenlos; blinde Kräfte herrschen da, wo einst göttliche Gestalten wandelten; Jahrhunderte alter Aberglaube bricht zusammen. Aber mit dem Aberglauben flieht auch der Glaube, mit der Unbegreiflichkeit der Natur auch die Ehrfurcht vor ihr.

Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriss' er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.

Der unmittelbaren Leitung der Natur durch den Instinkt ist der Mensch längst entwachsen, äußerlich hat er die Herrschaft über sie angetreten. Aber die Naturgesetze sind zum Teil auch sittliche Gesetze, darum spricht der Dichter von der heiligen Natur, und der Herrschaft dieser Gesetze wird sich der Mensch nie entziehen dürfen; der echt sittliche Mensch wird sich ihnen freiwillig unterwerfen. Die ganze Natur predigt uns die große Lehre, Maß zu halten; sie zeigt uns, wie jedes Übermaß zerstörend, vernichtend wirkt. Der Regen, der sonst alles

fröhlich gedeihen läßt, schwemmt die fruchtbare Erde und das eben erwachende Keimchen fort, wo er als Wolkenbruch herniedersaust; die Sonne, die Leben hervorlockt, wohin sie mit ihren milden Strahlen dringt, ertötet dies Leben und vernichtet ihr eigenes Werk, wenn sie ununterbrochen vom Himmel herabsengt; der Wind, der die Luft reinigt und Samen hierhin und dorthin trägt, wird zum wilden Zerstörer, wenn er als Orkan in Meeren und Wäldern wütet. Wo Leben bestehen soll, muß Maß gehalten werden, und so hat auch der Naturmensch, von untrüglichem Instinkt geleitet, Maß gehalten. An die Stelle dieses Instinkts soll bei dem mündig gewordenen Menschen die freiwillige Unterordnung treten, er soll sich mäßigen, seine Begierden beherrschen können. Aber eben dazu ist er noch nicht reif. Mit der äußeren Herrschaft der Natur glaubt er auch die Herrschaft ihrer sittlichen Gesetze abschütteln zu können:

Freiheit! ruft die Vernunft, Freiheit! die wilde Begierde,

alles will er wissen und erkennen, und alles will er genießen. Die Menschheit hat ihre Probe schlecht bestanden, wie der Jüngling zu Saïs. Aber die Natur läßt sich nicht ungestraft verachten. Der Mensch hat ihre warnende Stimme nicht hören wollen, jetzt schweigt sie ihm ganz. Es

. . . . reißen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet.
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.

Der Mensch hat sich ganz ausleben wollen, ohne Rück-

sicht auf Natur- und Sittengesetz, ohne Rücksicht auf die Stimme der Offenbarung in seinem Innern, die vernehmlich genug gesprochen, und so verstummt sie. Die Religion, die äußerlich darstellte, was diese Stimme ihn gelehrt, sinkt in sich zusammen; an die Stelle der heiligen Gestalten, an deren Hand der Mensch bisher gewandelt, treten die schwankenden Schatten der Abstraktion, die so bezeichnend für eine verfallende Epoche sind. Und mit der Religion versinkt die Sittlichkeit des Handelns:

Aus dem Gespräch verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.

Mit scharfem Stift entwirft uns der Dichter nun ein Bild der Zustände, wie sie unter den drei französischen Ludwigen geherrscht haben und wie sie überall den Revolutionen vorausgehen. Ihr charakteristisches Merkmal ist die Maßlosigkeit in jeder Beziehung und die Verspottung alles dessen, was geistig und sittlich ist, was den Menschen zum Menschen macht. Ebenso charakteristisch ist dann aber auch die Folge. Wird das Materielle zum Gott gemacht, ist die rohe, brutale, nicht mehr die heilige Natur auf den Thron erhoben, so ist auch nichts anderes zu erwarten, als daß sie diese Herrschaft mit beiden Händen ergreift, daß sie in wildem, sinnlosem Haß gegen die Kultur diese ganz zu vernichten droht. Wo solche Zustände bestehen, wie sie der Dichter geschildert, ist diese Folge unausbleiblich, mag sie noch so spät eintreten:

Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit,

Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wut und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlor'ne Natur.

Das also soll das Ende sein? Die Menschheit ist zur höchsten Kultur emporgestiegen, nur um die schönen Blüten, die sie gezeitigt, in sinnlosem Taumel dann selbst mit Füßen zu treten? Schön ist dieser Schluß nicht, aber die Geschichte lehrt uns, daß er wahr ist. Wohin wir sehen, ist das das Ende. Vom grauen Altertume an blüht ein Kulturvolk nach dem andern fröhlich empor; Übermaß und Übermut kennzeichnen den Gipfel seiner Entwicklung, dann folgt ein plötzlicher Fall, an dem innere Haltlosigkeit und äußere Gewalt gleich viel Anteil haben. Aber eben derselbe Blick in die Geschichte giebt uns auch wieder einen Trost. An die Stelle des gesunkenen Volkes tritt gleich wieder ein anderes, jugendlich frisches, das noch treu an der Natur festhält und in richtigem Instinkt ihren Gesetzen folgt. Das ist auch des Dichters Trost, als die ganze Reihe heiterer und trüber Bilder an ihm vorübergezogen ist, und er sich mitten in der Wildnis findet.

Nur die Stoffe seh' ich getürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne der Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff; mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.

Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
  Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
  Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
  Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz!
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
  Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
  Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
  Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

Der großartige Schluß des Gedichts wird meistens nur auf die persönliche Stimmung des Dichters bezogen, der in der Natur Trost sucht für den niederschmetternden Eindruck, den ihm die Betrachtung der menschlichen Schicksale hinterlassen hat, eine Stimmung, die er einmal Lotte gegenüber in Worten ausspricht, welche, poetisch umkleidet, auch hier wieder anklingen. „Wie wohlthätig," schreibt er ihr am 10. September 1789, „ist uns die Identität, dieses gleichförmige Beharren der Natur! Wenn uns Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult lang genug hin- und hergeworfen, wenn wir uns selbst verloren haben, so finden wir *sie* immer als die nämliche wieder, und *uns* in *ihr*. Auf unserer Flucht durch das Leben legen wir jede genossene Lust, jede Gestalt unsres wandelbaren Wesens in ihre treue Hand nieder, und wohlbehalten giebt sie uns die anvertrauten Güter zurück, wenn wir kommen und sie wieder fordern."

Aber diese Beziehung auf den Dichter genügt uns nicht; wir suchen nach einem Abschluß für die in uns angeregte Vorstellungsreihe. Nicht von *sich* hat der Dichter

im Spaziergang gesprochen: nicht ihn hat Leidenschaft, innerer und äußerer Tumult hin- und hergeworfen, sondern die Menschheit; nicht er braucht sich in der Natur wiederzufinden, sondern die Menschheit. Von ihr ist er ausgegangen, mit ihr muß er schließen. Und so gewährt denn auch die Schlußbetrachtung des Dichters einen Durchblick auf das Ganze; was er hier äußert, hat nicht nur Beziehung auf das Einzelwesen, sondern auf die ganze Menschheit und findet erst hier seine rechte Erklärung. So gilt auch von der Menschheit, was er von sich sagt: auch sie nimmt immer wieder reiner ihr Leben vom reinen Altar der Natur, immer wieder den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück. Bis jetzt freilich hat sich, obwohl immer wieder frische Völker an die Stelle der abgelebten getreten sind, stets derselbe Kreislauf der Dinge erneut:

— — — — — — — — — — — in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

Wir brauchen nicht weit zu suchen nach Belegen: Die innerlich vermorschte babylonisch-persische Kultur bricht zusammen vor dem kräftigen Macedonier, der seinerseits bald der Üppigkeit verfällt und dem ersten Anprall unterliegt. — Unter der Wucht der starken Römer erliegt das verweichlichte Volk der Griechen und vermacht dem Sieger seine Kultur. Diese Kultur, ein fremdes Gewächs auf römischem Boden, wuchert üppig empor, um schon nach wenigen Jahrhunderten von Vandalenhänden geknickt zu werden. Gesunde, naturwüchsige Völker, die verachteten Barbaren, treten an die Stelle der alten Kulturvölker, um denselben Kreislauf der Dinge zu beginnen. Überall dasselbe Schauspiel: mit der elementaren Kraft, mit dem

engen Anschluß an die Natur schwindet auch der feine Instinkt für Maß und Sitte, und dem Übermaß folgt der Umsturz von außen oder innen. Wird es je anders sein? Wird je ein Volk die Erfahrungen aller seiner Vorgänger sich zu Nutze machen, wird es die große Wahrheit verstehen und befolgen lernen, daß nur das Maß, die freiwillige Unterordnung unter sittliche und natürliche Gesetze, sein Fortbestehen sichern kann? Der Dichter hat uns längst an anderer Stelle seinen unerschütterlichen Glauben an die Erreichung eines solchen Endziels dargelegt; hier giebt er keine bestimmte Antwort auf unsre Frage. Aber er entläßt uns doch mit fröhlicher Hoffnung. Unerschöpflich ist die Lebenskraft der Menschheit, und immer reicher werden die Offenbarungen, die sie in der Natur selbst findet. An ihnen reift sie heran vom Kinde zum Manne, immer und immer wieder vernimmt sie die große Predigt: „Bescheidet Euch! haltet Maß," und die Sonne Homers, die schon einmal ein Volk gezeitigt, das dem Menschheitsideal unseres Dichters wenigstens nahe kam, „siehe, sie lächelt auch uns!" Warum könnte sie nicht, nachdem noch Geschlechter auf Geschlechter unter dem nämlichen Blau, über dem nämlichen Grün dahin gewandelt sind, endlich ein Geschlecht erblühen sehen, das tief im Herzen das große Goethesche Wort trägt: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Diese ruhige Verehrung wird Vernunft und Begierde im Zaum halten; in schönster Harmonie bewegen sich Neigung und Pflicht, und so wäre das Ideal verkörpert, das der Dichter schon in den Künstlern und wieder und wieder in seinen philosophischen Abhandlungen und den dahin gehörigen Ge-

dichten aufgestellt hat: Die Menschheit wird beherrscht vom Gesetz der Harmonie; sie gehorcht nicht widerwillig dem starren Pflichtgebot, um sich ihm bei erster Gelegenheit zu entziehen: ihre Tugend ist eine gewollte, ihr Maßhalten ein freiwilliges, und der Ausdruck ihrer Tugend ist Anmut und Würde.

V.

Wir hatten zuletzt die Gedichte betrachtet, die sich eng an den Gedankenkreis der Abhandlungen über Anmut und Würde und über das Erhabene anschlossen; jetzt liegt der Gedankenkreis der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen vor uns. In „Anmut und Würde“ hatte der Dichter den von ihm gefundenen Schönheitsbegriff auf sein Lieblingsgebiet der sittlichen Ideen angewandt; in den Briefen über die ästhetische Erziehung zieht er den Kreis weiter. Nicht nur auf moralischem Gebiet, sondern im ganzen Leben des Menschen soll die Schönheit, die Freiheit in der Erscheinung ist, Herrscherin sein und den Menschen in eine Gemütsstimmung versetzen, in der er aus der Höhe der Idee auf die Wirklichkeit herabzublicken vermag: das ist die Grundidee dieser Briefe, die ich gleich hier vorausschicke, um sicherer zu entwickeln, wie man ein zu erreichendes Ziel gern durch ein weithin sichtbares Zeichen kenntlich macht, um dem Suchenden die Richtung zu geben.

Die Briefe sind also, wenigstens in ihrem ersten Teil, nichts anderes als eine philosophische Darlegung des Gedankens, der poetisch schon in den Künstlern entwickelt ist; es soll hier auch der Vernunft als notwendig erwiesen werden, wofür sich das Gemüt schon willig begeistert hat;

was der Dichter durch Intuition gefunden, will der Philosoph begründen.

So wenig nun zum Verständnis der Gedichte des vorigen Gedankenkreises ein Eingehen in die Beweisführung, in die eigentliche philosophische Spekulation der dahin gehörigen Abhandlungen nötig war, so wenig auch hier. Die oft krause und schwerfällige Schulsprache, das System der ästhetischen Briefe hat mit unserer Gedankendichtung nichts zu thun; aber es ist doch gut, wenn wir uns wieder vor der Betrachtung der philosophischen Gedichte die Resultate vergegenwärtigen, zu denen der Denker gelangt ist, oder besser gesagt, wenn wir uns in die Stimmung hineinzudenken versuchen, die er als Endresultat der ästhetischen Erziehung hinstellt, denn diese Stimmung ist Voraussetzung für das Verständnis der Gedichte. Die Gedichte sorgen nun freilich selbst dafür, in jedem einigermaßen empfänglichen Gemüt diese Stimmung zu erzeugen; aber bewußter, sicherer und tiefer wird sie doch, wenn wir den Weg durchlaufen, der nach des Dichters Darstellung zu dieser Stimmung als ihrem notwendigen Endresultat führt; sie wird dadurch über das Zufällige von Zeit und Laune hinausgehoben und vor Mißverständnissen sicher gestellt. Eine knappe Zusammenfassung des Gedankenganges der ästhetischen Briefe gehört also zu meiner Aufgabe. Wir werden dabei auf viel Bekanntes stoßen, wie es denn überhaupt Schillers Eigentümlichkeit ist, die nicht zahlreichen, aber großen und fruchtbaren Ideen, die sein ausschließliches geistiges Eigentum sind, wieder und wieder zu bringen in stets neuer, überraschender Beleuchtung.

Ein paar Worte über die Aufnahme, die die ästhetischen Briefe bei den Zeitgenossen fanden, werden nicht

unwesentlich für die Orientierung sein. Sie ist nicht allzu günstig. Körner zwar ist begeistert,*) auch Goethe ist lebhaft von ihnen ergriffen,**) von Herder aber schreibt Schiller selbst,***) er abhorriere sie als Kantsche Sünden und schmolle ordentlich deswegen mit ihm. Die philosophischen Schriftsteller von Fach urteilen sehr darüber ab;†) andere Rezensenten tadeln, und nicht mit Unrecht, die schwerfällige Schulsprache, die erst einer Übersetzung ins Deutsche bedürfe.††) Humboldt, der persönlich den Wert der Briefe sehr hoch anschlägt, obwohl er den Weg, den Schiller gewählt, für zu streng und zu abstrakt hält,†††) berichtet am 15. August 1795 dem Freunde über die Aufnahme der Abhandlung: „Über Ihre Briefe ist tiefes Stillschweigen, wie natürlich. Jemand sagte mir nach dem gewöhnlichen Tribut des Lobes, er verstehe sie nicht, und es sei eine schlimmere Undeutlichkeit als z. B. in Kant. In diesem lese man mit großer Schwierigkeit und bleibe bei jedem Satze zweifelhaft stehen. Aber wenn man sich durchschlüge, nun so wisse man deutlich, was man gelesen habe. Bei Ihnen empfinge man sehr leicht jeden einzelnen Satz und glaube alles gleich zu fassen; aber frage man sich hernach, was man gelesen habe, so wisse man es nicht auszudrücken.“ Humboldt fügt hinzu: „Im Grunde halte ich dieses Urteil für sehr wahr, nur daß es mehr ein Urteil über den Leser,

---

*) Brief Körners an Schiller vom 7. November 1794.

**) Brief Schillers an Körner vom 7. November 1794.

***) Ebendaselbst.

†) Rezension von Jakob in den Annalen der Philosophie 2c. Braun, Schiller i. U. d. Z. II., S. 31.

††) Neue Bibl. 2c. Braun II., S. 76.

†††) Briefwechsel zw. Sch. u. H. 2. Ausg. S. 12.

als über Sie ist. Der Kantische Vortrag läßt sich, wie natürlich jeder rein dogmatische, nachplappern, der Ihrige läßt sich nur nachdenken."

Die sich stets wiederholenden Klagen über die Undeutlichkeit der Ausführungen Schillers sind nun trotz Humboldts Urteil nicht ganz ohne Grund. Diese Undeutlichkeit schwindet aber ganz, wenn wir erstens die technischen Ausdrücke des Dichters, der sich in dieser Abhandlung genötigt glaubte, die Schulsprache der Philosophen zu reden, in die uns schon geläufigen übertragen. Wissen wir beispielsweise einmal, daß wir unter den etwas wunderlich erscheinenden Ausdrücken Formtrieb und Stofftrieb nichts weiter zu suchen haben, als Vernunft und Sinnlichkeit und unter dem Spieltrieb die Übereinstimmung beider, so merken wir, daß wir uns auf dem bekannten Boden bewegen, den wir schon in Anmut und Würde betraten. Diese Abhandlung und die übrigen kleinen philosophischen Aufsätze sind nun zweitens für das Verständnis der Briefe durchaus nötig; mit ihrer Hilfe läßt sich alles erklären, was sonst unklar bliebe, und ihr Studium muß daher dem der ästhetischen Briefe vorangehen. Wer mit dem Gedankenkreise Schillers noch nicht vertraut ist, wird einige Schwierigkeiten beim Lesen dieser Briefe finden; wer diesen Gedankenkreis kennt, wird nur die Form zu zerbrechen haben, um die alten, längst lieb gewordenen Ideen darunter wieder zu finden.

Der Dichter geht aus von einer Betrachtung über die politischen Zustände seiner Zeit und stellt die Behauptung auf, daß sie nur gebessert werden können durch eine Erziehung der Menschheit durch das Schönheitsgefühl. „Um das politische Problem zu lösen, muß man den Weg durch

das ästhetische nehmen, weil es die Schönheit ist, durch welche man zur Freiheit wandert",*) so ist seine Auffassung. Wie der einzelne Mensch durch solche Erziehung aus einem unfreien zum freien wird, so soll auch aus dem Naturstaat, dem Staat der Not — der Vernunftstaat, der Staat der Freiheit werden. Dazu müssen die Triebe mit der Vernunft in Übereinstimmung gesetzt, der schöne Charakter muß erzeugt werden. Überall bewegen wir uns hier auf vertrautem Gebiet; dieselben Probleme beschäftigten den Dichter in den Künstlern und in der Abhandlung über Anmut und Würde. Hier wie da ist ihm der Künstler der Erzieher der Menschheit, die Schönheit sein Mittel. „Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt." Aber der Philosoph will seine Annahme beweisen und glaubt doch, wie wir schon an anderer Stelle eingehend berücksichtigten,**) in der Geschichte Widersprüche zu finden gegen seinen Satz, daß die Schönheit den Menschen erziehe; er glaubt, diese Widersprüche nur lösen zu können durch eine schärfere Definition des Begriffes Schönheit, durch welche er die Idealschönheit von ihrer Erscheinung in der Wirklichkeit trennt, um die Vorwürfe, die dieser gemacht werden, für jene unwirksam zu machen. Hier beginnt der für den nicht philosophisch gebildeten Leser unfruchtbarste Teil. Um zu dem reinen Vernunftbegriff der Schönheit zu gelangen, sucht der Philosoph zunächst den reinen Begriff der

---

*) 2. Brief.

**) II. Vortrag, S. 52.

Menschheit festzustellen und verliert sich, um seine Resultate aus den ersten Gründen herzuleiten, in abstrakte Untersuchungen, die für unsere Gedichte von gar keiner Bedeutung sind. Ich folge ihm also hier nicht auf seinen verschlungenen Wegen, sondern gebe nur das Endresultat seiner Untersuchungen; die Schönheit, jetzt also die Idealschönheit, wird wieder auf den scheinbar erschütterten Thron erhoben, denn auch auf rein abstraktem Wege gelangt Schiller zu dem uns längst bekannten Satz: „Es giebt keinen anderen Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch mache;*) erst dadurch erlangt er nach seiner Auffassung die freie Stimmung, die ihn für die Aufnahme der Wahrheit empfänglich macht. Wie in den Künstlern entwickelt nun der Dichter die Erziehung des bloß physischen zum ästhetischen Menschen in allerdings mehr dichterisch-schöner als historisch-überzeugender Weise. Es wird uns bei diesen Ausführungen, wie an vielen Stellen seiner historischen Abhandlungen klar, wie sehr auch Schiller die Schwäche jener Zeit teilt, die uns in Herders „Ideen ꝛc." in verstärktem Maße entgegentritt: aus willkürlichen, rein subjektiven Begriffen die Geschichte rückwärts konstruieren zu wollen, anstatt ruhig abzuwarten, bis die langsam vorrückende Forschung ein Vorwärtsgehen von unten herauf an der Hand unumstößlicher Thatsachen gestattet. Seine Schilderung des Menschen im bloß physischen Zustand ist eine Fiktion, die uns in den Künstlern, wo wir nur mit dem Dichter rechneten, lebhaft ergriff, die wir hier aber belegt zu sehen wünschten. Schon Humboldt erkannte klar,

*) 23. Brief.

daß ein Naturstand, wie Schiller ihn hier annimmt, unmöglich ist.

Aber eben diese Stelle zeigt uns auch, was immer wohlthuend berührt: des Dichters Weltanschauung ist aus einem Stück; seine Philosophie und seine Dichtung decken einander völlig, und wie anfechtbar überdies auch viele Einzelheiten seiner philosophischen Ausführungen sein mögen: die zu Grunde liegende Idee ist groß und wahr, und darauf kommt es doch schließlich an.

Der Dichter schildert uns nun den ästhetischen Staat, der das Endresultat der Erziehung des Menschen darstellen soll. Die Luft, die wir hier atmen, ist noch ein gut Teil dünner, ätherischer, als die in den Künstlern und für unsere derber gewöhnten Atmungsorgane fast beängstigend.

Schön ist er freilich, dieser Staat des schönen Scheins — vom politischen Staat ist schon lange nicht mehr die Rede, da Menschen solcher Art, wie sie uns hier geschildert werden, an die Bildung eines politischen Staates mit Kastengeist, Privilegien und Schranken gar nicht mehr denken würden. In diesem Staat wird kein Vorzug, keine Alleinherrschaft geduldet, alle Welt ist beglückt, weil die Schönheit alle Welt ihre Schranken vergessen läßt. Unter diesen ästhetisch durchgebildeten Menschen ist die Schwäche heilig, die nicht gebändigte Stärke entehrt; selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, frei fühlt sich der Mensch von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen, weil seine innere, durch das Schönheitsgefühl großgezogene Idealität ihn nichts anderes wollen läßt, als das Schöne, das mit dem Guten zusammenfällt.

Was wir bei den Künstlern unterließen, wo die

Schönheit der Idee und die dichterische Einkleidung uns hinriß, fragen wir hier, wo wir mit dem Denker zu thun haben, mit Recht: ist solch ein Ziel denkbar? — Ist die Gesamtheit zu solcher Stimmung zu erziehen? Ist sie es auf dem hier mit solcher Zuversicht angewiesenen Wege? Einstweilen hat es nicht den Anschein, und doch sind die ästhetischen Briefe nicht umsonst geschrieben. Dem Bedürfnis nach existiert dieser Staat, meint Schiller zum Schluß, in jeder feingestimmten Seele, und in dem Wort liegt der Schlüssel zur Verwertung der Briefe. Die Gesamtheit wird immer durch einzelne erzogen; was für die Gesamtheit einstweilen keinen Wert, auf sie keine Beziehung hat, hat es für den einzelnen; das Reich des schönen Scheins, wie es der Philosoph, — des Ideals, wie es der Dichter später nennt, kann in der Brust jedes einzelnen errichtet werden, dem Anlage und Bildungsgang die Bausteine zu seiner Errichtung in die Hand gegeben;*) die innere Idealität, die der Menge einstweilen Geheimnis ist, der Gebildete soll sie erwerben, um auf die Menge zu wirken, um sie auch ihr zugänglich zu machen, wenn auch auf anderem Wege. Wir beklagen den Realismus der Menge; er wäre nicht möglich ohne den Realismus der Gebildeten. Nur wo der Gebildete Idealist ist, kann der Idealismus zur Herrschaft gelangen.

Aber, so fragen wir nun billig, was haben wir denn

---

*) „Mit diesen schönen Ideen kann man doch den Stoff nicht umbilden, aus dem nun einmal die Menschen geformt sind; immer werden nur einige einzelne gerettet werden", schreibt Frau v. Stein an Schillers Frau. (Charl. v. Schiller und ihre Freunde, Bd. II., S. 299.)

eigentlich ganz genau unter dieser inneren Idealität zu verstehen.

Hettner sagt darüber — und es ist das Beste, was gesagt werden kann: „Mühsam ringt Schiller, hier sowohl wie in seinen philosophierenden Gedichten, nach einem treffenden Ausdruck dieser verlangten inneren Idealität. Und es hat zu den mannigfachsten und verwirrendsten Mißverständnissen Anlaß gegeben, daß es ihm nicht gelungen ist, ein solches Schlagwort zu finden. Aber der Begriff selbst ist klar und unzweifelhaft. Es ist der Begriff einer völligen Abwesenheit aller Beschränkungen, Freiheit von Leidenschaft, Genuß des Unendlichkeitsgefühls, die vollendete Versöhnung und Harmonie aller Widersprüche und Gegensätze des Lebens; es ist das freie Darüberstehen über aller Angst und Not des Irdischen; es ist, wenn es erlaubt ist, ein schmählich entweihtes Wort auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen, die göttliche Ironie, das feste Insichselbstruhen, es ist des Sieges hohe Sicherheit, die von allen Erdenmalen frei ist und alle Zeugen irdischer Bedürftigkeit von sich ausgestoßen hat; es ist die volle und reine Menschlichkeit in der Seligkeit ungetrübter göttlicher Heiterkeit und Ruhe.“*)

So weit Hettner. Seine Definition der Schillerschen Idealität ist, wie das bei der Art des zu definierenden Begriffs nicht anders sein kann, nur eine Umschreibung; nach Gattungs- und Artbegriff in kurzen Worten feststellen läßt sie sich eben so wenig wie andere derartige Abstrakta, wie denn ja auch der Apostel zur Definition der Liebe

---

*) Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. III. Teil, 3. Buch, 2. Abt. S. 174.

ein ganzes Kapitel braucht. Aber daraus, daß sich diese Idealität Schillers nicht mit drei, vier landläufigen Ausdrücken für jeden verständlich hinstellen läßt, darf nicht etwa geschlossen werden, daß ihr die geringste Unklarheit oder Unbestimmtheit anhaftet. Wie wir uns über den Begriff der Liebe aber erst klar werden durch die Beziehung auf eine bestimmte Persönlichkeit, so über die von Schiller verlangte innere Idealität erst in Beziehung auf bestimmte Lebensgebiete. Für die Anwendung auf das Gebiet der Moral sind uns schon in den bisher besprochenen Abhandlungen Winke genug gegeben, um uns einen vorläufigen Anhaltspunkt finden zu lassen; die Anwendung auf andere Lebensgebiete macht Schiller in dem Gedicht das Ideal und das Leben, bei dessen Betrachtung also erst weitere Ausführungen, die ohne konkrete Grundlage sich nur in Allgemeinheiten verflüchtigen würden, am Platz sind; erst hier wird uns völlig klar werden, was es mit dem Schillerschen Idealismus für eine Bewandtnis hat und vor allen Dingen, welche Stellung er zum wirklichen Leben einnimmt; zu einer vorläufigen Orientierung darüber wird uns schon heute Gelegenheit werden.

Die Gedichte, die sich an den Gedankenkreis der ästhetischen Briefe anschließen, bilden eine Stufenfolge, die für den Dichter gewissermaßen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft darstellt. In dem ersten dieser Gedichte, die Ideale überschrieben, wirft er einen Rückblick auf vergangene Entwickelungsepochen; die zweite Stufe, die er jetzt erreicht hat, wird uns in Ideal und Leben geschildert. Derselbe Gegensatz, den diese beiden Gedichte zu einander bilden, wiederholt sich in den allerdings viel

später entstandenen Dichtungen Pilgrim und Sehnsucht; ich schiebe sie ein, weil sie am besten geeignet sind, den Übergang von einer Stufe zur anderen zu vermitteln. Die dritte Stufe aber, die harmonische Gemütsstimmung vollendeter Idealität ohne die Gegensätze, in denen sich „Ideal und Leben" noch bewegt, ist nur durch einen Brief und ein Epigramm bezeichnet; wir werden später die Gründe aufsuchen, die den Dichter bewegen mußten, auf eine poetische Darstellung solcher göttlichen Vollendung, auf ein solches Zukunftsidyll zu verzichten.

Mit den Idealen haben wir es also zunächst zu thun. Die Überschrift könnte irre führen. Der Dichter denkt hier durchaus nicht an das Reich des Ideals, das er in den ästhetischen Briefen und den späteren Gedichten schildert: das Wort ist hier einfach im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs genommen; der Dichter beklagt den Untergang all der schönen Träume seiner Jünglingszeit, all der Hoffnungen und Entwürfe, die er einmal zu verwirklichen gedachte. Er steht auf der Grenze zwischen Jugend und Mannesalter; es wird ihm klar, daß die Ideale, die ihm bisher vorgeschwebt, Trugbilder waren, und diese Erkenntnis kommt ihm nicht ohne schmerzliche Empfindung:

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens! deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt;

Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt;
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

so spricht der Dichter seinen Schmerz über den Verlust all seiner phantastischen Träume aus, die ihm doppelt schön erscheinen, seit er sie als Träume erkannt. Er führt uns dann näher ein in die Traumwelt, in welcher der Jüngling gelebt hat:

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Und, teilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg;
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies Wenige, wie klein und karg!

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn!
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luftige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Die schönen Bilder der ersten Strophen sind uns bei Schiller sehr vertraut. Die Natur ist tot; der Dichter belebt sie, um sie lieben zu können. „Wer würde auch sonst," schreibt er einmal an Lotte,*) „das ewige Einerlei ihrer Erscheinung ertragen, die ewige Nachahmung ihrer selbst. Nur durch den Menschen wird sie mannigfaltig, nur darum, weil wir uns verneuen, wird sie neu. Wie oft ging mir die Sonne unter, und wie oft hat meine Phantasie ihr Sprache und Seele geliehen! Aber nie, nie als jetzt hab' ich in ihr meine Liebe gelesen. Bewundernswert ist mir doch immer die erhabene Einfachheit und dann wieder die reiche Fülle der Natur. Ein einziger und immer derselbe Feuerball hängt über uns — und er wird millionenfach verschieden gesehen von Millionen Geschöpfen, und von demselben Geschöpf wieder tausendfach anders.

*) Brief vom 10. September 1789.

Er darf ruhen, weil der menschliche Geist sich statt seiner bewegt — und so liegt alles in toter Ruhe um uns herum, und nichts lebt als unsere Seele." Aber diese Seele hat solche Fülle des Lebens, daß sie der ganzen Natur davon leihen kann und leihen muß, um überall das süße Gefühl der Sympathie zu empfinden, überall das Große wieder zu finden, das doch nur in der eigenen Brust lebt. Und dies Große verlangt nun nach Gestaltung. Eine Welt von Entwürfen drängt nach Verwirklichung, ein kreisend All dehnt des Jünglings Brust und droht sie zu zersprengen. Wie packend sind diese Bilder gerade hier, wo es gilt, den ungestümen Schöpfungsdrang des eben zum Selbstbewußtsein erwachenden Menschen zu schildern, der das Chaos gestalten möchte, und wie sehr verdiente die Dichter- und Rezensentenwelt jener Tage den Sprühregen der Xenien, wenn sie im stande war, diese Strophe folgendermaßen zu rezensieren: „Was für ein kreisendes All dehnt die Brust? ist es Deutsch, das All dehnt die Brust um herauszutreten? und wie vermag überhaupt eine Brust in Leben, That und Bild herauszutreten? Hat endlich je ein Dichter, außer Herrn Schiller, das Universum in einer Knospe verborgen gesehen?" *) Das heißt, würde Lessing sagen, wie ein Gottschedianer kritisieren. Derselbe Rezensent stößt sich an dem großartigen Bilde der folgenden Strophe: „Bis an des Äthers bleichste Sterne erhob ihn der Entwürfe Flug." Es möchte kaum ein Bild geben, das die Schrankenlosigkeit jugendlicher Entwürfe besser veranschaulichte. Nichts, geradezu nichts giebt es, was die Jugend unerreichbar dünkte. Das Leben liegt so groß, so weit vor ihrer Phan-

---

*) Braun, Schiller i. Urt. d. Zeitgenossen. Bd. II., S. 164.

tasie, so schön vor allen Dingen! Alles, was die Dichter singen, alles, was sie selbst in ihren schönsten Stunden träumt, das wird, das muß sich gerade für den Träumer verwirklichen. Die Liebe wird in sein Leben schöner, höher, größer treten als je zuvor; das Glück wird gerade ihn mit seinen Gaben überschütten, der Ruhm ihm seinen vollen Kranz auf die Stirn drücken, und die Wahrheit, nach der die Menschheit ringt und strebt, die wird er, gerade er, endlich finden. Das sind die Ideale, von denen der Jüngling hier Abschied nimmt; auch er hat einmal gehofft, Liebe, Glück, Ruhm und Wahrheit würden sein Leben verherrlichen und ihn voll befriedigen. Aber seine Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen.

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.
Ach, allzuschnell, nach kurzem Lenze,
Entfloh die schöne Liebeszeit!
Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Zuerst verläßt ihn das Glück, das leicht zu entbehrende; er lernt es verachten:

Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus.

Aber dieses unvergängliche Haus, das er sucht, rückt vor seinen Blicken in immer weitere Fernen und verschwindet endlich wie eine Luftspiegelung: die Wahrheit, nach der er geforscht, die er der sehnenden Welt hatte verkünden wollen, sie ist ihm unerreichbar.

Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen.

Den Kranz des Ruhmes hat er zwar davongetragen, aber auch sie, die nur dem Tagesgeschwätz lauschen und um die Gunst der Menge buhlen, tragen den entadelten Lorbeer. Auch die Liebe war sein, aber nur kurze Zeit hat sie sein ganzes Leben ausgefüllt, nur kurze Zeit ihm volle Befriedigung gewährt, ihn über die Leere seines Daseins hinweggetäuscht; jetzt gähnt ihn der Abgrund an, und mit müdem Schritt wandert er an seinem öden Rand dahin. Doch zwei Begleiterinnen findet er, die ihn zurücklenken auf sicheren Boden und ihn unvermerkt auf eine Höhe führen, von der er ein anderes hohes Ziel vor sich sehen soll, das ihm jetzt noch verborgen ist.

Von all dem rauschenden Geleite
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

In unscheinbarem Gewande, unbeachtet, haben Freundschaft und Arbeit seinen Lebenswagen begleitet. Sein Blick war bis jetzt nur auf die glänzenden Gestalten gerichtet, die ihm vorangaukelten; nun sie verschwunden sind, faßt er die treue Hand der anderen, die bei ihm ausharren, die ihn langsam, langsam einer Zukunft entgegenführen, die vielleicht weniger glänzend, aber von unendlich tieferem Gehalt ist als die, welche er einst erträumt; die ihn von den zertrümmerten Idealen in das Reich des Ideals führen. Die Freundschaft heilt mit leiser Hand seine Wunden und läßt ihn die Fühlung mit der Menschenwelt behalten, und die unablässige geistige Beschäftigung führt ihn langsam aufwärts in die Region der reinen Formen. Sie klärt allmählich seinen Blick über seine Bestimmung; seine Gedanken richten sich vom eigenen Ich auf die Menschheit. Bis dahin war er nur seinetwegen da, auf sich selbst bezogen sich alle seine Entwürfe; ihn sollte das Glück, ihn der Ruhm krönen, die Liebe ihn beglücken und die Wahrheit seine Vernunft und seinen Ehrgeiz befriedigen; mit dem glücklichen Egoismus der Jugend empfand sich der Jüngling als Mittelpunkt der Welt. Der Mann schafft nicht mehr für sich, sein Herz schlägt der ganzen Menschheit;

seine Neigung ist
Die Welt mit allen kommenden Geschlechtern.

Fest verbunden fühlt er sich der ganzen Gattung; er fühlt, daß er mitzuarbeiten hat an der Lösung der großen Schuld der Zeiten. Und worin besteht sie denn, diese Schuld der Zeiten? Der Dichter hat uns in seiner akademischen Antrittsrede die Antwort darauf gegeben. „Unser menschliches Jahrhundert herbeizuführen“, so wendet er sich dort an seine Zuhörer, „haben sich — ohne es zu wissen oder es zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare, teure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen. Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei,

die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte." — Glückselige Jugend, die vom Katheder herab solche Weltanschauung erhielt! Als Endziel die sittliche Freiheit der ganzen Menschheit und als Mitarbeiter zu diesem Ziel jeder einzelne! Nicht ein Wort kann gesprochen, nicht die geringfügigste That gethan werden, die darauf nicht Einfluß haben könnte! Ein jeder Mensch steht in Wechselwirkung mit anderen, und nie vermag er zu sagen, wie weit die Wellenbewegung gehen wird, die ein gelegentlich in den Ozean geworfenes Steinchen veranlaßt, welche Folgen dieses oder jenes Wort haben mag, ob es zur Nachahmung anregen, zur Abschreckung dienen, ob es einem anderen das verlorene Vertrauen zur Menschheit wiedergeben, oder das vorhandene erschüttern mag. Wenn wir sehen, wie schnell in unserer Zeit, die durch tausend äußere Mittel Wort und That in die weiteste Ferne wirken läßt, eine Stimmung zur allgemeinen wird, wie schnell ein Stichwort, besonders, wenn es recht flach und gemeinverständlich an das Ohr der Menge schlägt, ganzen Nationen den Impuls zum Handeln giebt, so können wir uns einen Begriff von solcher Wechselwirkung, solcher gemeinsamen Arbeit der Gattung machen, zugleich aber auch von der furchtbaren Verantwortung, die auf eines jeden Leben und Handeln ruht. Ein jeder, sei er noch so gering, stehe er noch so sehr im alltäglichsten Leben, arbeitet mit an der Abtragung der großen Schuld der Zeiten, oder an ihrer Vergrößerung. Ein jeder beeinflußt

irgend welchen Menschen, der wieder auf andere wirkt, und nicht nur die gegenwärtige Generation, sondern alle kommenden Geschlechter hängen ab von unseren Gedanken, unseren Thaten; wir alle bauen also unbewußt mit am Bau der Ewigkeiten. Viele auch bewußt, und zu diesen gehört unser Dichter von der Epoche an, wo ihm die Jugendideale, die nur der eigenen Beglückung dienen sollten, versinken, und vor seinem Blick die große Aufgabe der Menschheit emporsteigt. Und als seinen Anteil dieser großen Aufgabe erkennt er: die Menschheit wieder und wieder an ihre Geistesbestimmung zu mahnen, an ihren göttlichen Beruf. Unbewußt hat er schon lange an dieser Aufgabe gearbeitet; von jetzt ab thut er es mit vollem Bewußtsein, er erschließt ihr das Reich des Ideals, das ihm unter ernster Arbeit selbst aufgegangen ist. Und die Wellenbewegung, die er veranlaßt, bleibt nicht auf das Ufer beschränkt, wo er stand, nicht auf die Zeit, da er lebte: in weiten Ringen wird sie fortgeführt zu fernen Zonen und Zeiten. Wir alle stehen in unseren besten Stunden unter dem Bann seiner Gedanken: Schillerscher Idealismus hat unserem Volke geradezu zeitweise seinen Charakter gegeben und wird es auch wieder; wo Geist und Stoff um die Herrschaft ringen, kann der Ausgang auf die Dauer nicht zweifelhaft sein.

Von der großen, freudigen Aussicht, die sich uns so eröffnet, zeigt nun zwar der Schluß unseres Gedichtes noch nichts; er zeigt eine gewisse Resignation, die völlig in des Dichters Absicht lag. Der Jüngling, der eben seine Ideale zu Grabe getragen, der in stiller, ernster Geistesarbeit sie zu vergessen sucht, kann noch nicht ahnen, daß ihm eben aus dieser Arbeit etwas unendlich Größeres

erblühen soll, als selbst seine jugendlichen Phantasien ihm zeigten, und so verteidigt der Dichter den matten Schluß als notwendig gegen die Freunde. „Es ist das treue Bild des menschlichen Lebens," schreibt er an Humboldt, „mit diesem Gefühl der ruhigen Einschränkung wollte ich meine Leser entlassen;"*) und an Körner: „Die Ideale sollten absichtlich schwächer endigen; denn sie sollen ein treues Bild des Zustandes sein, den sie schildern: des Rheins, der sich bei Leyden im Sande verliert; denn das ist das gewöhnliche Schicksal idealischer Erwartungen."**)

So hat denn der Dichter hier Abschied genommen von der Vergangenheit und ihren zertrümmerten Idealen, von der Hoffnung, je volle Befriedigung in der Wirklichkeit zu finden, um uns später in „Ideal und Leben" den Ersatz im Reich der reinen Formen zu zeigen, den wir in jedem Augenblick unseres Daseins ergreifen können.

Der Gegensatz, den diese Gedichte bilden, wiederholt sich, wie schon erwähnt, in den beiden kleinen Stimmungsbildern Pilgrim und Sehnsucht. Der Pilgrim schließt sich an die Ideale an, Sehnsucht leitet zu Ideal und Leben über und giebt uns den Schlüssel zu seiner Grundstimmung.

Zunächst der Pilgrim.

Noch in meines Lebens Lenze
War ich, und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

---

*) 7. Sept. 1795 an Humboldt.
**) 8. Sept. 1795 an Körner.

All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort,

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege,
Ströme hemmten meinen Fuß,
Über Schlünde baut' ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß;
Froh vertrauend seinem Faden,
Werf' ich mich in seinen Schoß.

Hin zu einem großen Meere
Trieb mich seiner Wellen Spiel;
Vor mir liegt's in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach, kein Steg will dahin führen,
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier!

Wenn uns das vorige Gedicht das Streben und Ringen des jugendlichen Menschen nach Verkörperung seiner Ideale schilderte und seine schmerzliche Enttäuschung, so greift dieses ein Besonderes heraus: das Streben nach voller Erkenntnis, nach Wahrheit. Früh schon hat dieser eine Gedanke: die Wahrheit zu erforschen, die Brust des Pilgrims erfüllt. Was ihm die Jugend an Lust geboten, hat er darum verschmäht; aber auch was er an tröstlichem Glauben besaß, das Erbteil frommer Väter, hat er als hinderlich fortgeworfen, in froher Zuversicht, selbst ergründen zu können, was ihm rätselhaft erscheint in Welt und Leben, das Geheimnisvolle selbst ergreifen und ihm ins Angesicht schauen zu können, dessen unsichtbare Gegenwart er schauernd empfindet, und das ihm nur in altheiligem, aber ihm nicht mehr genügendem Symbol geboten wird. Und so macht er sich auf den Weg, so unterzieht er sich den mühsamsten Studien mit Feuereifer, immer in der unumstößlichen Gewißheit: du findest, was du suchst; am Ziel deiner Mühen ist das, was dich für alles belohnt, das Übersinnliche selbst wirst du schauen, und dein Leben wird fortan ein verklärtes sein. So kämpft er sich mutig durch, zunächst auf eigene Hand; er erbaut sich Systeme, und wirft der Hauch des Zweifels seine stolzen Schöpfungen um, es kümmert ihn nicht, immer wieder richtet er das Zerstörte empor, hier nach besseren Stützen suchend, dort ein Stück des Fundaments erneuernd. Das wirkliche Leben mit seinen Forderungen weist er zurück; er will nichts von seinen Freuden, und seine Leiden fühlt er kaum; in stoischem Mut unterdrückt er alle Triebe menschlicher Natur, alle Leidenschaften, die ihn abziehen wollen; er kennt nur eine Leidenschaft: die für die Wahrheit. Und

da scheint ihm ein Hoffnungsstern; was er selbst nicht gefunden, wozu seine Kraft nicht reichte, das scheint ihm ein anderer zu bieten; er glaubt ein System entdeckt zu haben, das alle seine Zweifel löst, das ihm endlich volle Erkenntnis geben wird. Mit frohem Vertrauen folgt er dem Führer, der ihm die goldene Pforte erschließen soll; er arbeitet sich ein in die fremden Gedankenkreise, er ringt mit dem widerstrebenden Stoff, um des Geistes habhaft zu werden, — und am Schluß aller seiner Mühen gellt ihm doch wieder das Wort entgegen: Wir können nichts wissen, das Übersinnliche entzieht sich unserer Erkenntnis.

— — der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals hier!

so faßt der gereifte Dichter in wehmütiger Ergebung den Gedanken, den er einst als Julius in leidenschaftlicher Klage ausströmte, als Raphael ihn verlassen. „Wohin ich nur sehe, Raphael," ruft er aus, „wie beschränkt ist der Mensch! Wie groß der Abstand zwischen seinen Ansprüchen und ihrer Erfüllung! — O, beneide ihm doch den wohlthätigen Schlaf! Wecke ihn nicht! Er war so glücklich, bis er anfing zu fragen, wohin er gehen müsse, und woher er gekommen sei. Die Vernunft ist eine Fackel in einem Kerker. Der Gefangene wußte nichts von dem Lichte, aber ein Traum der Freiheit schien über ihm, wie ein Blitz in der Nacht, der sie finsterer zurückläßt. Unsere Philosophie ist die unglückselige Neugier des Ödipus, der nicht nachließ zu forschen, bis das entsetzliche Orakel sich auflöste:

„Möchtest du nimmer erfahren, wer du bist!"

Ersetzt mir deine Weisheit, was sie mir genommen hat? Wenn du keinen Schlüssel zum Himmel hattest, warum mußtest du mich der Erde entführen? . . . . Raphael, ich fordere meine Seele von dir. Ich bin nicht glücklich. Mein Mut ist dahin. Ich verzweifle an meinen eigenen Kräften."

Die leidenschaftliche Klage, die fast wie ein unverständlicher Laut an das Ohr der Gegenwart schlägt, die nur mit dem kühlen Verstande, nicht mit dem Herzen arbeitet, ist ein charakteristischer Zug für das 18. Jahrhundert. Was hier nur dichterische Darstellung ist, greift mit erschütternder Tragik in manches Leben jener Zeit ein; so ringt und grübelt mancher, so verzichtet er auf die lockende Erde, auf alle Lust der Jugend, um die ganze und volle Kraft dem edelsten Geisteskampf zu bringen; was die Religion dem 16., das bedeutet die Philosophie dem 18. Jahrhundert. Wir, die wir nicht verstehen, daß Erkenntnis Seelenschmerz bedeutet, deren Studium kühle Kopfarbeit ist, müssen uns an einem wirklichen Menschenleben jener Zeit erst wieder klar machen, was solche Verzweiflung über das Nichtwissenkönnen heißen will; sie ist es, die Heinrich von Kleist rastlos über die Erde getrieben.

„Ich hatte als Knabe mir den Gedanken angeeignet," schreibt er an seine Braut, „daß Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre; Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Besitzes würdig ist." Die Kantsche Philosophie nahm ihm die Möglichkeit solches Besitzes: das Übersinnliche ist der Erkenntnis verschlossen, das Resultat bot ihm ihre unerbittliche Logik. Von dem Augenblick an ist Lebenslust und Mut dahin. „Mein einziges, mein

höchstes Ziel ist gesunken," so klagt er, „und ich habe nun keines mehr. Seit diese Überzeugung, nämlich daß hienieden keine Wahrheit zu finden ist, vor meine Seele trat, habe ich nicht wieder ein Buch angerührt. Ich bin unthätig in meinem Zimmer umher gegangen, ich habe mich an das offene Fenster gesetzt, ich bin hinausgelaufen ins Freie, eine innerliche Unruhe trieb mich zuletzt in Tabagien und Kaffeehäuser, ich habe Schauspiele und Konzerte besucht, um mich zu zerstreuen; ich habe sogar, um mich zu betäuben, eine Thorheit begangen . . . .; und dennoch war der einzige Gedanke, den meine Seele in diesem äußeren Tumulte mit glühender Angst bearbeitete, immer nur dieser: dein einziges, dein höchstes Ziel ist gesunken." *)

So ringt damals die geängstete Menschenseele, die geglaubt, die Wahrheit erfassen zu können; nur eine Sehnsucht kennt sie noch: Vergessenheit, Ruhe! Die selige Sicherheit der Jugendträume ist ein verscherztes Paradies; mit Neid sieht Kleist auf einen Betenden; eine unbeschreibliche Sehnsucht erfaßt ihn, sich neben ihn nieder zu werfen und zu weinen. „Nichts als Schmerzen gewährt mir dies ewig bewegte Herz," klagt er wieder, „das wie ein Planet unaufhörlich in seiner Bahn zur Rechten und zur Linken wankt, und von ganzer Seele sehne ich mich, wonach die ganze Schöpfung und alle immer langsamer und langsamer rollenden Weltkörper streben, nach Ruhe!" **)

---

*) Brief von Kleist an seine Braut Wilhelmine von Zenge vom 22. März 1801. (H. von Kleists Briefe an seine Braut, herausgegeben von Karl Biedermann, Breslau, Schottländer 1884. S. 165.)

**) Kleist an seine Braut, 9. April 1801. Ebenda S. 173.

Das ist jene Zeit in jedem Laut.
Und nun die Lösung, die sie gefunden:

Ach, aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach, wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög' ich hin.

Harmonien hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu.
Goldne Früchte seh' ich glühen,
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach, wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein!
Und die Luft auf jenen Höhen —
O, wie labend muß sie sein!
Doch mir wehrt des Stromes Toben,
Der ergrimmt dazwischen braust;
Seine Wellen sind gehoben,
Daß die Seele mir ergraust.

Einen Nachen seh' ich schwanken,
Aber, ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Was dem Realisten Kleist nicht aufgehen konnte, das ist dem Idealisten Schiller aufgegangen unter der ernsten Geistesarbeit, die uns der Schluß der Ideale andeutet, die siegende Gewißheit nämlich:

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre.

Aber

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Die Verwirklichung unserer Ideale im realen Leben ist nach jeder Richtung hin unmöglich. Die Wahrheit können wir nicht erfassen, dem Sittengesetz nie völlig genügen, unsere Ideen nie völlig rein in Wort und Bild verkörpern, und so wird uns nirgends im Reiche des wirklichen Lebens volle Befriedigung geboten, nie kommt der Moment, wo unsere Idee und ihre Verkörperung bruchlos in einander aufgehen. Diese volle Befriedigung aber steht uns doch in jedem Moment unseres Daseins zu Gebote; das Land voll ewigen Sonnenscheins liegt da, liegt vor uns, wir können es erreichen, sobald wir nur den breiten Strom durchschiffen, der seine trüben Wellen träge dazwischen wälzt, den Strom des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens. Nur ein führerloser Nachen bringt uns hinüber, die kühn wagende Phantasie, die die Leitung des kalten Verstandes verschmäht. Folgen wir ihr, so ist uns das wunderbare Land des Dichters erschlossen; in all den Momenten erschlossen — um endlich ohne Bild zu reden — wo wir uns ganz in uns selbst versenken und der Offenbarung unseres eigenen Inneren lauschen. Hier finden wir alles das, was uns die Welt draußen nicht geben

kann. Aber wir müssen absehen von jeder sicheren Garantie:

> Du mußt glauben, du mußt wagen,
> Denn die Götter leih'n kein Pfand.

Der Forscher nach Wahrheit versenkt sich wohl auch in das eigene Innere, er weilt auch im Lande der Ideen, aber er nimmt einen Führer mit, den rechnenden Verstand, der Schluß an Schluß reihen soll und ihm das Übersinnliche in eine Formel fassen. Aber Formel ist Stoff, und das Stoffliche widerstrebt dem Geist:

> Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
> Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Will er die Wahrheit fassen, wenn auch für Momente nur, so lausche er still der Offenbarung seines Inneren, der Stimme der Sittlichkeit in seiner Brust, dem Schauer, mit dem ihn große und heilige Gedanken erfüllen, der frommen Ahnung, die sein Gemüt beim Anblick des Schönen durchbebt. Und wenn ihn dann die Stimmung des Ganymed ergreift:

> Ich komm, ich komme!
> Wohin? ach wohin?

so tönt ihm dieselbe Antwort:

> Hinauf, hinauf strebt's.
> Es schweben die Wolken
> Abwärts, die Wolken
> Neigen sich der sehnenden Liebe.

Und in dieser tief-religiösen Stimmung, die sich freilich auf keine Formel bringen läßt, offenbart sich ihm die Wahrheit, die Gottheit, die ihm nun unmittelbar gewiß ist, viel gewisser, als wenn der Verstand sie ausgerechnet; hier ist der Friede, den er gesucht; die Verheißung, die dem Pilgrim wurde von einem goldenen Reich, wo das

Irdische himmlisch, unvergänglich sein würde, für den Glaubenden ist sie in Erfüllung gegangen.

Der Gegensatz zum Pilgrim und damit die Anwendung unserer Allegorie auf das Gebiet religiöser Ideen lag am nächsten, aber damit ist sie nicht etwa erschöpft. Das Reich, von dem der Dichter spricht, wird nicht nur in Momenten religiöser Erhebung betreten, sondern in jedem Augenblick, in dem die Götterkraft der Phantasie den Geist über die Grenzen der Sinnenwelt erhebt. Wir weilen dort, wenn ein großes Kunstwerk uns hinreißt, ein erhabener Gedanke uns fesselt, ein Gedicht, ein Drama, ein Gespräch uns über die Schranken der Stunde hinaushebt; wenn uns die ruhige Betrachtung der Natur in jene leidenschaftslose, hohe Stimmung versetzt, in der wir nach Jean Pauls Bild die Welt wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen unter uns sehen; in jedem Augenblick, in dem wir das Kleine klein und das Große groß erblicken. Solche Stimmungen dauern nicht an; sie können es nicht und brauchen es auch nicht. Der versteht Schiller sehr falsch, der da meint, er verlange von uns eine Abwendung vom wirklichen Leben, ein Aufgehen in der reinen Betrachtung, die energisches Handeln in der Wirklichkeit ausschlösse. Er möchte freilich die Menschheit zuletzt zu einer Lebensauffassung gelangen sehen, bei welcher das Ideal das Leben regiert, bei welcher man die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphieren sieht; bei welcher ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren wird.*) Aber um dahin zu gelangen, bedarf es des Kämpfens, des Ringens im wirklichen Leben.

*) Über die ästhet. Erziehung des Menschen. 26. Brief.

Es kann die Lust der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeihn,
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu sein.

Nur ein falscher Idealismus könnte das verkennen, und Schiller verkennt es nicht; den deutlichsten Beweis dafür wird uns Ideal und Leben geben. Nicht aufgehen sollen wir also im Reich der Ideen,

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.

Aber auch der Erde sollen wir unsere Seele nicht verkaufen; streben doch Eiche und Rebe zum Licht empor; wie viel mehr nicht der Mensch, der vom Lichte stammt. Zu einem Atemzug im reinen Äther da oben sollte jeder Tag Zeit bieten; zu einem Gespräch, das über den lieben Nächsten hinausgeht, zu einem Blick in einen Dichter, auf ein Kunstwerk, in die Natur, um in ihr den Wiederschein dessen zu finden, was die eigene Brust uns offenbart; zu einem Gedanken an Gott. Aus solchen Augenblicken fließt Mut und Thatkraft für alle anderen, und wenn wir einmal die Summe unseres Lebens ziehen, so werden sie unter den Hauptziffern stehen. Wir sollen streben und kämpfen als ganze, volle Menschen; wir sollen aber auch nie vergessen, daß wir Geist sind und eine ewige Geistesheimat haben, in die wir wenigstens auf Augenblicke flüchten können und uns auf unsere große Bestimmung besinnen. Das will uns der Dichter beherzigen lassen:

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der That.

VI.

Den Gegenstand der letzten Betrachtung bot der Gedankenkreis der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen mit den sich daran schließenden Gedichten. Das erste derselben, die Ideale, schloß mit der Vergangenheit ab, mit der Zeit, in der nichts so hoch und nichts so ferne scheint, daß der jugendliche Geist es nicht zu erreichen meinte, in der der Mensch noch an eine Verwirklichung seiner Ideale auf Erden glaubt, an eine völlige Befriedigung durch Glück, Ruhm und Liebe, an die Möglichkeit, die Wahrheit zu erfassen. Diese Zeit ist dahin „mit ihren holden Phantasien;" der stürmende Jüngling hat sich in ruhiger Ergebung in enge Grenzen zurückgezogen; in stiller, unscheinbarer Geistesarbeit klärt er die eigenen Gedankenkreise, und aus dieser Arbeit erwächst ihm ein ungeahnter Segen: was er draußen gesucht hat, findet er plötzlich in der eigenen Brust; das Reich des Ideals steigt vor ihm auf als ein wunderbares Land in ewigem Sonnenschein, und der müde Pilger läßt sich im Nachen der Phantasie hinübergeleiten, um von dort die Wirklichkeit in verklärtem Lichte liegen zu sehn.

In dem Gedicht das Reich der Schatten oder, wie es jetzt heißt, das Ideal und das Leben führt der Dichter die hier angedeuteten und das vorige Mal

bei der Betrachtung von Pilgrim und Sehnsucht schon erörterten Gegensätze weiter aus; hier zeigt er uns die Möglichkeit, in jedem Moment die Wirklichkeit zu verklären, unserm täglichen Arbeiten und Ringen einen idealen Hintergrund zu verleihen.

Am 9. August 1795 sandte Schiller dies Gedicht, das Hoffmeister die Blumenkrone der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen nennt, an Humboldt mit den Worten: „Wenn Sie diesen Brief erhalten, liebster Freund, so entfernen Sie alles, was profan ist, und lesen in geweihter Stille dieses Gedicht. Haben Sie es gelesen, so schließen Sie sich mit Ihrer Frau ein und lesen es ihr vor. Es thut mir leid, daß ich es nicht selbst kann, und ich schenke es Ihnen nicht, wenn Sie einmal wieder hier sein werden. Ich gestehe, daß ich nicht wenig mit mir zufrieden bin, und habe ich je die gute Meinung verdient, die Sie von mir haben und deren Ihr letzter Brief mich versicherte, so ist es durch diese Arbeit. Um so strenger muß aber auch Ihre Kritik sein. Es mögen sich gegen einzelne Ausdrücke wohl noch Erinnerungen machen lassen, und wirklich war ich selbst bei einigen im Zweifel; auch könnte es leicht sein, daß ein anderer, als Sie und ich, noch einiges deutlicher gesagt wünschte. Aber nur, was Ihnen noch zu dunkel scheint, will ich ändern; für die Armseligkeit kann ich meine Arbeit nicht berechnen.“ . . . Aus der sehr eingehenden Antwort Humboldts*) nur einige Sätze: „Wie soll ich Ihnen, liebster Freund,“ schreibt er, „für den unbeschreiblich hohen Genuß danken, den mir Ihr Gedicht gegeben hat. Es hat mich seit dem Tage,

*) Vom 21. August 1795.

an dem ich es empfing, im eigentlichsten Verstande ganz besessen, ich habe nichts anderes gelesen, kaum etwas anderes gedacht, ich habe es mir auf eine Weise zu eigen machen können, die mir noch mit keinem anderen Gedichte gelungen ist, und ich fühle es lebhaft, daß es mich noch sehr lang und anhaltend beschäftigen wird. . . . Es trägt das volle Gepräge Ihres Genies und die höchste Reife und ist ein treues Abbild Ihres Wesens. Jetzt, da ich vertraut mit ihm geworden bin, nahe ich mich ihm mit denselben Empfindungen, die Ihr Gespräch in Ihren geweihtesten Momenten in mir erweckt. Derselbe Ernst, dieselbe Würde, dieselbe aus einer Fülle der Kraft entsprungene Leichtigkeit, dieselbe Anmut und vor allem dieselbe Tendenz, dies alles wie zu einer fremden, überirdischen Natur in eins zu verbinden, leuchtet daraus hervor. Indes habe ich mich nicht durch seine hohe, überraschende Schönheit zu einem Entzücken hinreißen lassen, das die Prüfung verwehrte. Auch ist es für einen solchen Eindruck nicht gemacht, und schwerlich ergründete der seinen tiefen Sinn, auf den es so wirkte. Man muß es erst durch eine gewisse Anstrengung verdienen, es bewundern zu dürfen; zwar wird jeder, der irgend dafür empfänglich ist, auch beim ersten aufmerksamen Lesen den Gehalt und die Schönheit jeder Stelle empfinden, aber zugleich drängt sich das Gefühl auf, bei diesem Gedichte nicht anders als in einer durchaus verstandenen Bewunderung ausruhen zu können. . . . . Daß dies Gedicht nur für die Besten ist und im ganzen wenig verstanden werden wird, ist gewiß. Aber wie man es mit dieser Art Undeutlichkeit zu halten hat, darüber sind wir ja längst einig; und zu den Besten ist hier doch jeder zu rechnen, der einen guten, ge-

sunden Verstand mit einem offnen Sinn und einer reizbaren Phantasie verbindet."

Es ist nicht ohne Absicht, daß ich die eigenen Worte des Dichters und die seines feinsinnigsten Beurteilers vorangeschickt habe: sie sollen uns aus dem kühlen Luftzug der Gegenwart in den warmen Glanz jener Tage zurückversetzen, aus der Zeit der naturwissenschaftlichen in die Zeit der ästhetischen Weltanschauung. Es ist mit diesem Hohenlied des Idealismus nicht anders wie mit jedem andern Evangelium; wir müssen schon mit einer gewissen Wärme der Auffassung herantreten, ohne kalte Kritik, die ja mit Einzelheiten leichtes Spiel hätte, um aus ihm das herauszulösen, was unvergänglich daran ist. Nur wer wirklich etwas sucht und finden will, was über das Alltägliche hinausgeht, wird davon ergriffen werden; wer ganz „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde" steht, wird nur ein Achselzucken dafür haben: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." — Die Gemeinde echter Idealisten ist aber stets nur klein gewesen, auch im vorigen Jahrhundert, obwohl sie da die tonangebende war und die große Menge ihr Glaubensbekenntnis nachplapperte, und so ging denn auch Humboldts Voraussage, daß das Gedicht von wenigen verstanden werden würde, in Erfüllung. Nur die engsten Freunde, die ganz in Schillers Gedankenkreise eingelebt sind, lassen ihm volle Gerechtigkeit widerfahren; bei den meisten andern Beurteilern finden wir entweder eine ganz oberflächliche Auffassung — „Es interessiert durch sein malerisches Helldunkel" ist beispielsweise die ganze Kritik in genau sechs Worten, welche die Zeitschrift Deutsch-

land zu liefern weiß*) —, oder die sonderbarsten Mißverständnisse. Selbst A. W. Schlegel, der eine eingehende und sehr günstige Rezension für die Allgemeine Litteraturzeitung liefert, sieht in den Schatten Gestalten aus Elysium**), und in Berlin hält man allgemein der Überschrift wegen das Gedicht für eine Darstellung des Totenreichs***). Der Dichter änderte wohl um solcher Schwachen willen das Reich der Schatten zunächst in ein Reich der Formen um; für die zweite Ausgabe seiner Gedichte erst gab er ihm den entschieden glücklicheren Titel: Das Ideal und das Leben.

Treten wir nun an das Gedicht selbst heran.

Die ersten sechs Strophen geben die Exposition, die Hauptidee, aus der nachher alles übrige verständlich wird. Ich rechne zu diesen Strophen eine jetzt ausgemerzte, die zwischen der ersten und jetzigen zweiten stand, und im Ausdruck verschiedene Unklarheiten bietet, aber eigentlich als Übergangsstrophe unentbehrlich erscheint.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.

---

*) Braun, Schiller im Urteil seiner Zeitgenossen, II. Teil, S. 180.

**) Rezens. d. Allg. Litt.-Ztg., Jena und Leipzig 1796, 4., 5., 6. Januar. Braun, II., S. 104. Vgl. dazu Schillers Brief an Humboldt vom 25. Jan. 1796.

***) Schiller an Humboldt 30. Nov. 1795. Humboldt meint freilich später (Brief v. 11. Dez. 1795), das Mißverständnis mit dem Schattenreich sei doch nur hier und da vorgegangen, obwohl er gerade die frühere Nachricht an Schiller gesandt hat.

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

(Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen?
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit,
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.)

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frei sein in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht!
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres' Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen,
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Mutes kühner Flügel
Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Die selige Ruhe der olympischen Götter ist dem Dichter das passendste Gleichnis für die Stimmung, die im Reiche des schönen Scheins herrscht, in das er uns führen will. Diese selige Ruhe stammt aus der Einheit von Sollen und Wollen, von Pflicht und Neigung. Solche Einheit ist dem natürlichen Menschen nicht eigen; seine Sinne ziehen ihn nach der einen, sein geistiges Ich nach der andren Seite. Zwei Blumen sind ihm geboten: Hoffnung und Genuß: „Wer dieser Blumen eine brach, begehre die andre Schwester nicht," läßt der Dichter den Genius in seiner „Resignation" ausrufen. „Genieße, wer nicht glauben kann. Wer glauben kann, entbehre." Wer dem Sinnengenuß sich hingiebt, verzichtet auf den Frieden

der Seele, und wer diesen sucht, sperrt sich in finstrer Askese wie der Mönch des Mittelalters von der schönen Welt und ihren Freuden ab. Aber sollte es keinen Weg für den Menschen geben, keinen, um aus diesem unseligen Zwiespalt herauszukommen? Sollte er die Vereinigung von Pflicht und Neigung nie erreichen können, nie den Olymp der Seligen betreten? Doch, es giebt einen Weg, aber es ist nicht der Weg des Mönchs. Der ängstigt seiner Sinnlichkeit stete Opfer ab, die sie ihm unwillig leistet; er verzichtet auf die Genüsse der Welt, aber unter stetem Kampf; er schließt sich ab, um nichts von alle dem zu sehen, was seinen schwer errungenen Seelenfrieden stören, seine Sinnlichkeit aufs Neue reizen könnte, und eben diese Abschließung kennzeichnet ihn als Sklaven der Sinnlichkeit. Es giebt eine andere Art von Weltentsagung: mitten im Leben, mitten unter alle dem, was die Sinnlichkeit reizt und lockt, können wir uns zur Höhe der Idee erheben, in das Reich der reinen Formen, wo uns das Irdische nicht mehr zu locken vermag. Wer von uns hätte die Stimmung noch nie empfunden? Wen hätte sie noch nicht ergriffen bei der Betrachtung eines Kunstwerks, beim Hören einer schönen Musik, nach einer Unterhaltung, die unser tiefstes Innere erregte? Wer hätte nicht, so lange die schöne Stimmung nachklang, die Unmöglichkeit empfunden, an die trivialen Genüsse des alltäglichen Lebens zu denken oder sich ihnen hinzugeben? Die Stimmung verfliegt wohl, und das alltägliche Leben fordert seine Rechte, aber bei wem sie häufig wiederkehrt, bei dem wird sie schließlich zur Grundstimmung werden, und die Alltäglichkeit vermag ihn nie mehr ganz zu sich herabzuziehen; mitten unter den Genüssen des Lebens steht er über ihnen,

weil sie ihm gleichgültig sind. Nicht so sind des Dichters Worte: „Brechet nicht von seines Gartens Frucht" zu verstehen, daß wir die Freuden und Genüsse der Erde fliehen sollen; nur so, daß wir uns nicht an sie verkaufen, in ihnen nicht Befriedigung finden sollen. Wer von der Höhe der Idee, ohne eignes leidenschaftliches Verlangen nach Genuß in das Treiben und Jagen der Erde herabsieht, wer nur ein ästhetisches Vergnügen an den bunten Bildern des Lebens empfindet, wird die selige Ruhe der olympischen Götter teilen; wer von Begierde zu Genuß taumelt, wird der Sinnlichkeit Knecht, und das Reich des Ideals ist ihm auf ewig verschlossen. Erhebt euch mitten auf der Erde über die Erde, das ist also unsres Dichters Mahnung, ergötzt euch am freien Spiel eurer Phantasie und eurer Ideen, lebt im Reiche der Schönheit, wollt euch nicht vom Irdischen beherrschen lassen, und es verliert die Kraft, euch zu fesseln und euch zu verletzen. So vergißt Haydn am Klavier Hunger und Not, so „spürt der arme Wilhelm Wackernagel den Frost kaum, wenn er in seiner ungeheizten Kegelbahn die langen Winternächte hindurch über den alten Handschriften sitzt,"*) so ringt sich Schillers Seele mitten unter den schwersten körperlichen Leiden stets wieder in das Reich der reinen Formen empor. Und ein seliges Leben führen sie, die hier oben wandeln. Die Stimmung der seligen Götter ist die ihre geworden, denn auch sie wollen nichts andres als sie sollen; die Angst des Irdischen ist unter ihnen versunken:

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,

---

*) Treitschke, Gesch. d. 19. Jahrhdts. Bd. III, S. 699.

so vom Stoffe frei wie elysische Schatten; frei, wie die Seele, ehe sie zu dem traurigen Sarkophage, dem Körper, sich niedersenkte.

Aber, wie wir das vorige Mal schon berührten, dies Reich des Ideals kann und soll der Mensch nicht immer bewohnen; nicht einmal der Künstler — er muß in der Wirklichkeit gestalten, was er da oben geschaut —; viel weniger noch dürfen wir uns thatlos versenken in die reine Betrachtung. Das Endziel des Geistes mag ein solches rein ideales Dasein sein; einstweilen ist der Mensch dazu nicht reif und nicht bestimmt. Er hat auf Erden zu schaffen und zu ringen, hat an der Bewältigung des Stoffes — denn darauf läuft schließlich alles menschliche Wirken und jeder Fortschritt hinaus — mitzuarbeiten, und Schiller ist der letzte, der diese Aufgabe des Menschen verkennen und ihn eine falsche Idealität lehren würde. Nur ausruhen, nur frische Kräfte sammeln soll er immer wieder in dem Wunderlande, zu dem er einmal den Weg gefunden, das ist der Sinn der sechsten Strophe:

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz ꝛc.

Immer wieder müssen wir ringen, immer wieder in der Alltagswelt unsre Kraft anspannen, um auch ihren Forderungen gerecht zu werden, aber immer wieder auch sollen wir uns zur Höhe reiner Betrachtung erheben, damit die trüben Wellen, die um uns branden, nicht über unsrem Haupt zusammenschlagen. Stoßen wir im Leben stets wieder an die Schranken der Endlichkeit, lastet der Stoff mit seiner ganzen Schwere auf uns, bleibt das Er=

reichte immer wieder weit hinter dem Gewollten zurück, will das alles uns den Mut rauben, so soll ein Atemzug im Reiche der Ideen ihn stärken, ein Blick auf die reine Absicht zu immer erneuter That antreiben, und so nur, im steten Wechsel zwischen Ideal und Leben, zwischen reiner, leidenschaftsloser Betrachtung und energischer That vermag der Mensch seine Bestimmung zu erfüllen.

In den folgenden vier Strophenpaaren wendet nun der Dichter das hier nur allgemein Gesagte auf bestimmte Lebensgebiete an. Das stets wiederkehrende Wenn und Aber deutet den Gegensatz an, der zwischen dem Leben und dem Ideal herrscht, zwischen der mühevollen, irdisch-unzulänglichen That und der mühelosen, voll befriedigenden reinen Betrachtung. Das erste Strophenpaar führt uns ein; es zeigt uns Kampf und Frieden, die Welt der Sachen und die Welt der Ideen in ihrem Gegensatz.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Mut allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Malt Aurora sich und Hesperus.

Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmut freiem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wohin wir im Leben den Blick richten, ist Kampf. Unser bloßes Dasein schon verkümmert anderen den Raum; jedes Talent, das nach Entfaltung ringt, jede Fähigkeit, die zur Geltung kommt, drängt andere zurück; in grausamem Egoismus strebt alles vorwärts. Und

Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken,
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.

Anders, ganz anders im Reiche der Ideen, der Schönheit, der reinen Form. Wer hier lebt,

. . . . wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander.

So zu leben ist kaum jemand vergönnt; die Tasso und Hölderlin werden selten geboren, und für solche Naturen ist unsre Welt auch nicht berechnet; sie gehen unter, weil sie das wirkliche Leben, dem sie nicht zu begegnen verstehen, zermalmt. Nicht das ist des Dichters Meinung — es kann nicht oft genug wiederholt werden —, daß wir dem Kampf mit dem Leben schwächlich ausweichen sollen; das Ringen und Kämpfen mit Menschen und Verhältnissen ist notwendig und berechtigt; schon in dem Ausdruck: der Starke wird das Schicksal zwingen, wenn der Schwächling untersinkt, liegt eine Billigung. Im

Wettkampf spannen sich alle Kräfte; nur was unverwüstliche Lebenskraft hat, was wert ist zu leben, soll leben. Aber in diesem Ringen um das äußere Dasein, um Geltung, um Erfolg soll der Mensch nicht untergehen; er soll sich dem Stoff, den falschen Mächten nicht verkaufen, denn

. . . keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Er soll immer wieder seine Seele rein baden vom Staube, soll sich immer wieder zu freier Betrachtung aufschwingen, damit nicht das Kleine und Kleinste vor dem zu nahen Auge zu ungeheurer Größe emporwächst; er soll immer wieder seine Ziele mit einem Maßstabe messen, der nicht aus der Sinnenwelt geholt ist, soll sich in seine eigene Ideenwelt versenken, um dort, fern von allem, was seine Sinne verlockte, sei es äußere Macht, Besitz, Erfolg, sein besseres Selbst wieder zu finden.

In dem nächsten Strophenpaar wendet der Dichter seine Anschauungen auf das Gebiet der Kunst an.

Wenn, das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Die beiden Verse begegnen klar und deutlich einem Irrtum, der sich leicht in die Auffassung von Schillers Reich des Ideals einschleicht. Dasselbe ist nämlich keineswegs ohne weiteres als identisch mit dem Reich der Kunst zu fassen. Im Gegenteil, auch auf dem Gebiet der Kunst haben wir den Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit, von Geist und Stoff.

In dem Moment, wo vor dem inneren Sinn des Künstlers die erste Idee seines Werkes emporsteigt, wo er die göttliche Gestalt, in der sie ihm erscheint, mit Händen zu fassen meint, da lebt er völlig im Reiche des Ideals, und aus diesem Moment muß er die Begeisterung schöpfen zu der mühsamen Verkörperung im Reiche der Wirklichkeit. So steht nach der schönen alten Überlieferung die göttliche Gestalt des olympischen Zeus plötzlich vor Phidias Blick, als ihn die Worte begeistern:

Also sprach und winkte mit schwärzlichen Brauen Kronion,
Und die ambrosischen Locken des Königes wallten ihm vorwärts
Von dem unsterblichen Haupt; es erbebten die Höhn des Olympos.

So steigt in einer schlaflosen Nacht vor Klopstocks Auge die Gestalt des Messias empor. Aber zwischen diesem Moment der ersten Konzeption, der höchsten künstlerischen Begeisterung, und der Verkörperung des Geschauten in

der Statue, im Gedicht liegt eine Zeit der mühevollsten Arbeit im Reiche der Wirklichkeit; der Stoff widerstrebt der Form, und immer wieder muß der Künstler sich in sich selbst versenken, vor seinem Blick jene Idealgestalt heraufbeschwören, nach der er bilden muß, und nur d e r Künstler, der stets wieder in das Reich des Ideals zurückkehrt, vermag schließlich etwas zu schaffen, das nun auch diesem Reich entsprungen scheint; jeder andere Künstler ist nur Techniker. Wie aber die Idealgestalt nicht verkörpert werden kann von einem, der sie nie geschaut, so auch von keinem, der das Ringen mit dem Stoff scheut; keiner, auch der Größeste nicht, ist von solchem Ringen mit dem irdisch-schweren Mittel losgesprochen, wo es die Verkörperung idealer Gestalten gilt; das halbe Genie ist der Fleiß, und „nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born." Von dieser Mühe darf freilich das vollendete Werk nichts verraten; es soll uns daraus die Idealgestalt selbst anschauen, die „schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen," vor dem inneren Sinn des Künstlers stand. Das echte Kunstwerk versetzt uns dahin, wo es zuerst entstanden, wo seines Schöpfers Seele so lange geweilt; aus der Venus schaut uns die Liebe, aus dem Zeus die Kraft an, und aus den Augen des sixtinischen Kindes die Gottheit selbst. Den Schöpfer zwar wird das fertige Werk wohl nie ganz befriedigen, weil ihm immer noch die göttliche Gestalt vorschwebt, die ihn dazu begeistert; auf uns, die wir sie nicht selbst geschaut, wirkt sie aus dem echten, genialen Kunstwerk wie eine Offenbarung, blitzähnlich. Es ist, wie der Dichter sagt:

Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.
Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

So teilen wir mit dem Künstler das Schönste; die Versenkung in die Idee; er zieht für Momente unsere Seele nach in das Reich des Ideals, wo er seine Heimat hat, aus der er sich Kraft holt zum mühseligen Ringen mit dem Stoff, den er der Idee unterwerfen soll.

Die nächste Antithese führt uns auf sittliches Gebiet.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe mutlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entfloh'n,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Humboldts Auslegung dieser Strophen deckt sich mit dem Wortlaut nicht ganz.*) Er meint, der Dichter gebe darin den Unterschied zwischen dem bloß moralisch und dem ästhetisch gebildeten Menschen, in dessen Trieben Harmonie ist, der aus freier Neigung das Gute thut. Aber auch von diesem gilt das Wort

> Es erblasse vor der Wahrheit Strahle
> Eure Tugend, vor dem Ideale
> Fliehe mutlos die beschämte That,

und der Dichter selbst schließt durch den Ausspruch

> Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
> Über diesen grauenvollen Schlund
> Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
> Und kein Anker findet Grund

die Auffassung aus, als ob irgend ein Mensch auf sittlichem Gebiet Vollendetes leisten könne. Den Gegensatz zwischen dem moralisch und dem ästhetisch ausgebildeten Menschen werden wir zwar bei Betrachtung der zweiten Strophe auch, und zwar in entscheidender Weise, geltend gemacht sehen: die Antithese zwischen beiden Strophen aber ist eine andere: der Widerspruch zwischen Wollen und Vollbringen eines jeden Menschen ist hier geschildert. Nie wird ein Mensch, und habe er die feinste ästhetische Empfänglichkeit, und trage er die heiligsten und reinsten sittlichen Ideale in sich, zu voller Verkörperung derselben gelangen; wie er auch streben mag, stets wird sein Thun noch Spuren der Eigenliebe zeigen, der Trägheit, der

*) Wie schon Viehoff ganz richtig bemerkt hat.

Eitelkeit, und wie alle die verschiedenen Gestalten des Egoismus heißen mögen; nicht eine That giebt es, die sittlich vollendet wäre. „Niemand ist gut, denn der einige Gott.“ Was noch so rein gewollt war, wird in der Ausführung menschliche Schwächen zeigen. Da eben liegt der Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit auf sittlichem Gebiet. Wir wollen das Gute; der Gedanke an eine edle That erfüllt uns mit Begeisterung; in der gehobenen Stimmung, in die uns ein großer, guter Entschluß versetzt, scheint uns alles leicht; jede Mühe, jede Entbehrung wollen wir willig auf uns nehmen, und in diesem Wollen, in diesem Sehnen nach dem Guten fühlen wir uns voll befriedigt. In der Ausführung aber bleibt alles weit zurück hinter der großen Idee, die uns bewegte. Aber das darf uns nicht verzweifeln lassen; nicht die Gerechten preist die Bibel selig, sondern die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, und Vollkommenheit nennt Goethe die Norm des Himmels, Vollkommenes wollen die Norm des Menschen. Zu diesem Wollen, dieser Neigung zum Guten — und jetzt erst kommt der Gegensatz, den Humboldt in den ganzen Strophen finden wollte, zur Geltung — hilft dem Menschen nun freilich sein Gefühl für das Schöne und Erhabene; der ästhetisch ausgebildete Mensch hat hier den Vorzug vor dem bloß moralisch ausgebildeten. Diesem steht der kategorische Imperativ gegenüber, die Majestät des Gesetzes; jener hat die Gottheit in seinen Willen*)

*) Die schöne Stelle: Nehmt die Gottheit auf in euren Willen, und sie steigt von ihrem Weltenthron, ist vielfach falsch, im Kantschen Sinne gedeutet worden; wie früher schon von Fichte, so noch kürzlich von einem unserer neueren Litterarhistoriker. Es ist das ein Irrtum, auf dessen Möglichkeit schon Humboldt hingewiesen hatte.

aufgenommen; das Gesetz steht nicht mehr als ein unerbittliches vor ihm; er will ja, was es befiehlt, er gehorcht ihm freudig; vermag er es dennoch nicht ganz zu erfüllen, so ist es, weil er ein Mensch ist, und mehr als Mensch zu sein wird auch nicht von ihm verlangt. Liebe zum Guten, die soll er haben; das vollkommen Gute zu leisten, ist er nicht fähig. „Laßt uns Vortrefflichkeit einsehen, so wird sie unser," läßt Schiller seinen Julius sagen; „laßt uns vertraut werden mit der hohen idealischen Einheit, so werden wir uns mit Bruderliebe anschließen an einander. Seid vollkommen wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache

---

Er meint (Brief an Schiller vom 21. August 1795): „Zwar sichert teils der Geist des ganzen Gedichts, teils die Stelle: „Nehmt die Gottheit u. s. w." den sehr aufmerksamen Leser, nicht in ein Mißverständnis zu verfallen; aber, und dies sollte doch sein, er wird nicht genötigt, nur allein den rechten Sinn aufzufassen, er kann sich doch bei dieser Stelle noch immer bloß das denken, was Kant in seiner Sprache „einen guten, reinen Willen erlangen" nennt, und was Sie doch hier nicht meinen." Schiller antwortet darauf (Brief vom 7. September 1795): „Das, was Sie an der Strophe vom Sittengesetz tadeln, ist gar nicht ohne Grund, wenigstens vergleichsweise mit den drei anderen Strophen läßt diese den Gedanken etwas zweideutig. Anfangs hieß es:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke
Reißt euch los vom Augenblicke 2c.

Aber dieses fand ich zu prosaisch und auch nicht anschaulich genug. Mir däucht, daß die Freiheit der Gedanken doch weit mehr auf das Ästhetische als auf das rein Moralische hinweist. Dieses wird durch den Begriff rein und jenes durch den Begriff frei vorzugsweise bezeichnet." — Diese Stelle setzt es außer Zweifel, daß Schiller nicht einen Kantschen Gedanken, sondern einen ganz bewußten Gegensatz dazu in den beiden Versen geben wollte.

Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: Liebet euch unter einander." In der Liebe zu den Menschen liegt die Erfüllung aller unserer Pflichten gegen sie; in der Liebe zum Gesetz die Erfüllung des Gesetzes. In dieser Liebe fühlen wir uns frei und glücklich; hier sind wir im Reiche des Ideals.

Das Reich der Sittlichkeit als solches fällt also ebenso wenig als das Reich der Kunst unmittelbar mit dem Reich des Ideals zusammen. Wie in der Kunst, so unterscheiden wir auch auf sittlichem Gebiet Ideal und Leben, Wollen und Vollbringen. Das Wollen des echt sittlichen Menschen ist rein, weil es der warmen Liebe zum Guten entspringt; sein Thun kann nie völlig rein sein, so wenig wie der Künstler je ein Kunstwerk schaffen wird, das sich völlig mit seiner Idee deckt. Aber wie uns doch aus dem Kunstwerk die Idee anschaut, weil wir, soweit wir innerlich dem Künstler verwandt sind, aus dieser Verwandtschaft des Gefühls das Mangelhafte der Ausführung ergänzen, so läßt auch die That des sittlich Wollenden ihren Ursprung aus dem Reiche des Ideals, die Liebe zum Sittlichen durchfühlen, und damit ist sie das geworden, was sie im Reiche der Wirklichkeit nur werden kann: sie trägt bei aller Mangelhaftigkeit den Stempel sittlicher Freiheit.

Und wie der Künstler sich in der Anschauung des Ideals stets wieder neue Begeisterung zu der mühsamen Verkörperung im Reiche der Wirklichkeit holen muß, so müssen wir auch auf sittlichem Gebiet stets wieder Kraft und Begeisterung für das Gute, das sich nie völlig verkörpern lassen will, sammeln in der Anschauung des großen Menschheitsideals, das uns die Religion darstellt, und je

wärmer, menschlicher, je freier vom Dogma es uns entgegentritt, um so gewisser wird es zünden, um so gewisser die Liebe zum Guten wecken, ohne die sittliches Handeln nicht denkbar ist.

So hat uns der Dichter gezeigt, wie wir mitten im alltäglichen Leben, wie wir im Reiche der Kunst, wie auf sittlichem Gebiet uns Mut und Kraft zum Schaffen holen sollen, und die Erhebung zu idealer Auffassung scheint uns hier, wenn auch nicht immer leicht, so doch möglich. Wird nun aber unser ganzes sinnliches und geistiges Ich vom Schmerz gepackt, wollen wir zusammenbrechen unter physischen und seelischen Leiden, werden uns geliebte Menschen entrissen durch den Tod oder durch Schlimmeres, da scheint unsere Kraft zu objektiver Betrachtung unseres eigenen Leidens nicht auszureichen.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Der Dichter will nicht unnatürliche Menschen, nicht Stoiker aus uns machen. Wir dürfen der Trauer um schwere Verluste unseren Tribut zollen; wir dürfen in schmerzlicher Klage unser Los beweinen, wir dürfen und sollen auch anderen in reiner Menschlichkeit die Hand bieten und mit ihnen weinen. In solchen Augenblicken

ist der Mensch der Sohn der Natur, nicht die freie Persönlichkeit, die über dem Irdischen steht; er wäre sonst nicht mehr Mensch. Aber der Schmerz darf nicht dauern, er darf den Menschen nicht besiegen, auch er ist stofflicher Art und bedarf der Verklärung aus der Höhe idealer Auffassung.

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Der Gegensatz scheint im ersten Augenblick unverständlich, hart, unmöglich. Wie sollen wir aus dem, was uns das ganze Herz zerreißt, hinaufgelangen zu solcher Höhe? Einfach dadurch, daß wir aufhören, das Eine, das in unser Leben eingegriffen, das unser tiefstes Sein erschüttert hat, als einzelnes zu betrachten; dadurch, daß wir uns entschließen, es im Zusammenhange zu erfassen, zunächst mit dem eigenen Leben und dann mit dem Leben aller. Sobald wir aufhören, den Blick nur unaufhörlich auf den einen Schmerz zu heften, den wir nicht verwinden zu können glauben, sobald wir ihn in Bezug setzen zu unserm vergangenen und künftigen Leben, zu allem, was uns noch bleibt, so können wir ihn nicht mehr anklagen, uns nicht mehr leidenschaftlich darein versenken. Was Edelstes und Bestes an uns ist, das hat der Schmerz ge-

schaffen, das ist im Feuer des tiefsten Leidens geläutert; Eigenwillen und Stolz hat er gebrochen, die Vergänglichkeit alles Irdischen uns gelehrt und die Unvergänglichkeit geistig-sittlicher Güter. Er allein hebt uns zur vollen Höhe der religiösen Idee; darum spricht Hölderlin vom heiligen Leid, das die Götter uns schenken, und sobald wir daher nach tiefen Seelenleiden der Natur den ersten Tribut leidenschaftlicher Klage dargebracht haben, werden wir auch, um mit Goethe zu reden, „im traurigen Gefühl die Harmonie" erkennen müssen, werden wir das wehmütig-hohe Selbstbewußtsein der Worte verstehen: „Muß ich denn wieder diesen Schmerz als gut und heilsam preisen?" Dies Gefühl der Wehmut, mit dem wir auf den Schmerz zurückblicken, der unser Wesen adeln hilft, hat schon nichts mehr gemein mit der leidenschaftlichen Tiefe des gegenwärtigen Schmerzes.

Aber höher, noch höher hinauf führt uns der Dichter. Wie wir lernen sollen, den Schmerz nicht als ein einzelnes anzusehen, sondern ihn zu verbinden mit der ganzen Kette unseres Lebens, so ist dieses wiederum nur ein kleines, unendlich kleines Stück des Lebens der Menschheit, und wenn uns am eignen kleinen Leben nicht klar werden will, was Schmerz und Leiden uns leisten sollen, wenn wir uns immer wieder dagegen auflehnen, wenn die unmittelbare Empfindung des tiefen Wehs uns immer wieder ergreift, so sollen wir den Blick auf die Schmerzen andrer heften, auf die großen Leiden der Menschheit; auf ganze Geschichtsepochen, in denen blutiger Wahn die Edelsten und Besten dahingeschlachtet, auf die unsäglichen Leiden der Kriege, der Seuchen, der verheerenden Naturereignisse. Da wird uns klar, was der Schmerz soll. Die edelsten Züge

zeigt die Menschheit unter tiefsten Leiden; nie haben die Zeiten ruhigen Dahinlebens, tiefen Friedens solche göttlichen Thaten gezeitigt wie das Elend. Und hier, wo wir dem Schmerz objektiv gegenüberstehen, hier empfinden wir nur seine Größe, seine hohe Aufgabe; hier haben wir uns zu der geläuterten Auffassung erhoben, die das beste Heilmittel für den eignen Schmerz ist. So vergißt die Königin Luise den eignen tiefen Schmerz über dem heiligen Leid des Vaterlandes.

Zu höchster Höhe lauterer, leidenschaftsloser Betrachtung aber erhebt uns das Leid in der verklärten Gestalt, in der es dem Dichter sich offenbart. Wer kennt die Erzählung nicht, wie eben jene Königin auf der Flucht durch die tiefen Goetheschen Worte ergriffen wurde:

> Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte;

wer hätte die Wirkung solcher Worte nicht schon an sich selbst erfahren? Das ungeheure Leid der Menschheit, das Elend, das der Kampf mit dem Stoff dem Geist bereitet, und das uns peinlich und schmerzlich berührt, wo es uns in der Wirklichkeit entgegentritt, in der Dichtung, im Drama, erscheint es verklärt; der äußere Untergang des Menschen ist von der hohen Warte des Dichters nichts anderes als der Sieg des Geistes, der sein stoffliches Element der Idee zum Opfer bringt. Wenn Antigone stirbt, lebt nicht dann die Idee unerschütterlicher Treue über den Tod hinaus? Wenn Maria Stuart, wenn Wallenstein, wenn die feindlichen Brüder untergehen, steht da nicht in unauslöschlichen

Zügen das große Wort vor uns: „Der Übel größtes ist die Schuld?“ Der tragische Held geht unter, aber leuchtend steigt über seinem Grabe die Idee empor; wer möchte da seinen Tod beklagen? Hier stehen wir über dem kleinen, engen Schmerz; wir verstehen „das große, gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt,“ verstehen den inneren Zusammenhang zwischen Schuld und Leid und unsrer ewigen Bestimmung, und was uns im eignen kleinen Leben niederdrückte, hebt uns hoch empor im Werke des Dichters.

Das ist also die große Aufgabe des Leidens: die Menschheit zu erziehen, sie immer wieder auf ihre geistige Bestimmung hinzuweisen; das ist auch seine Aufgabe an jedem einzelnen, und aus diesem Gesichtspunkt sollen wir es auffassen lernen. Und können wir mitten im Schmerz diese Anschauung nicht gleich gewinnen, weil wir eben Menschen sind, so verlangt das der Dichter auch nicht; aber allmählich sollen wir den Blick aufrichten, ihn auf die Dinge um uns her heften, unsern Schmerz einreihen in die Kette des Lebens, das Leid andrer im Herzen tragen, zu einem Spruch, einem Dichterwerk, einer Betrachtung greifen, die uns den eignen kurzen Schmerz aus der Höhe der Idee ansehen läßt, uns den Zusammenhang empfinden läßt zwischen dem irdischen Leid und dem göttlichen Ziel. Das heißt *hier* im Lande des Ideals weilen; hier kann uns wohl Wehmut, aber keine Verzweiflung mehr erfassen; wir empfinden wieder freudig den Sieg des Geistes über den Stoff, und der Sieg gerade auf diesem Gebiet ist der größte, den der Geist davon tragen kann. Wie hier die Seele emporstrebt und vom Irdischen sich zu lösen sucht, so ringt sich Herkules mitten aus unsäglichen Leiden zum

Olymp empor; mit diesem treffenden Bild schließt der Dichter seine Darstellung ab.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte,
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
Lebend in des Totenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist,

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen, ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Hier ist die ganze Idee des Gedichts noch einmal veranschaulicht: aus allem Kampf, aller Not des Irdischen steht uns in jedem Augenblick der Aufschwung frei in das Reich des Ideals, das Reich der ewigen Jugend, aus dem wir alles, was uns quält und ängstigt, im verklärten Lichte der Idee daliegen sehen. In jedem Augenblick kann sich der Gott vom Menschen scheiden, der Geist vom Stoff, und in der Höhe freier Betrachtung sich Kraft holen zur Wiederaufnahme des ewigen Kampfes; sei es, daß er sich zu religiöser Stimmung erhebt, sei es, daß ein großer

Kunstgenuß oder ein eigener schöner und großer Gedanke ihn das Gleichgewicht wiederfinden läßt, das im Gedränge des Lebens erschüttert war. In solchen Momenten erscheint uns das Irdische klein und das Göttliche groß, und solche Momente haben wir alle oder können sie doch haben, wenn wir ernsthaft darnach verlangen. Selten aber, vielleicht nie wird sich ein Mensch finden, der stets im Reiche des Ideals weilt, den das Gemeine des Irdischen nie berührt. Wir leben in einem steten Auf und Ab; auf einen kurzen Augenblick da oben folgen lange Zeiten mühseligen Wanderns hier unten; die Woche hat einen Sonntag und sechs Werktage. Und doch erscheint die Darstellung eines solchen idealen Menschen und einer stets idealen Stimmung als die notwendige Konsequenz alles Bisherigen, und der Dichter hat sie auch gezogen. Schon in den ästhetischen Briefen schildert er uns das Reich des schönen Scheins, in dem nichts Stoffliches mehr ist; schon da scheint es sich uns unter den Händen zu verflüchtigen. Aber auch dichterisch wollte er dies Reich des Ideals noch schildern, ohne jede Beziehung auf die Erde, auf das Hinauf und Herab, in dem sich die jetzige Menschheit bewegt; wir haben Nachricht von diesem Plan aus einem Brief an Humboldt.

Am 30. Nov. 1795 schreibt er ihm:

Mit der Elegie (bekanntlich die frühere Überschrift des Spazierganges) verglichen, ist das Reich der Schatten bloß ein Lehrgedicht; wäre der Inhalt des letztern so poetisch ausgeführt worden, wie der Inhalt der Elegie, so wäre es in gewissem Sinn ein Maximum gewesen.

Sehen Sie, lieber Freund, und das will ich versuchen, sobald ich Muße bekomme, an den Almanach des nächsten Jahres zu denken. Ich will eine Idylle schreiben, wie ich hier eine Elegie schrieb. Alle meine poetischen Kräfte spannen sich zu dieser Energie noch an:

das Ideal der Schönheit objektiv zu individualisieren und daraus eine Idylle in meinem Sinne zu bilden.*) .... Ich habe ernstlich im Sinne, da fortzufahren, wo das Reich der Schatten aufhört, aber darstellend und nicht lehrend. Herkules ist in den Olymp eingetreten, hier endigt letzteres Gedicht.

Die Vermählung des Herkules mit der Hebe würde der Inhalt meiner Idylle sein. Über diesen Stoff hinaus giebt es keinen mehr für den Poeten, denn dieser darf die menschliche Natur nicht verlassen, und eben von diesem Übertritt des Menschen in den Gott würde diese Idylle handeln. Die Hauptfiguren wären zwar schon Götter, aber durch Herkules kann ich sie noch an die Menschheit anknüpfen und eine Bewegung in das Gemälde bringen. ... Der Stoff dieser Idylle ist das Ideal. ...

Denken Sie sich aber den Genuß, lieber Freund, in einer poetischen Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — keinen Schatten, keine Schranke, nichts von dem allem mehr zu sehen. — Mir schwindelt ordentlich, wenn ich an diese Aufgabe, wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auflösung denke. Eine Szene im Olymp darzustellen, welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur erst ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit recht rein gewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Teil meiner Natur noch auf einmal zusammen, wenn er auch bei dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden. Fragen Sie mich aber nach nichts. Ich habe bloß noch ganz schwankende Bilder davon, und nur hier und da einzelne Züge. Ein langes Studieren und Streben muß mich erst lehren, ob etwas Festes, Plastisches daraus werden kann."

„Sehr begreiflich und kaum zu beklagen," meint Hettner, „daß diese Dichtung nur ein schöner Traum geblieben. Das dichterische Feingefühl warnte, die Grenzen des Darstellbaren zu überschreiten." Schiller meint zwar sich hier noch innerhalb der menschlichen Natur halten zu

*) Siehe: „Über naive und sentimentalische Dichtung:" Idylle.

können; das ist ein Irrtum, und die Nichtausführung seiner Absicht läßt vermuten, daß er diesen Irrtum selbst erkannte. Ein Mensch, der ganz im Reiche des Ideals lebt, ist eben nicht mehr Mensch, er ist Gott; es fällt das fort, was uns am Menschen interessiert, der Kampf, das Streben. Eben der Wechsel zwischen Ideal und Leben, das Hinauf und Herab, entspricht unsrer Natur; für den, der stets oben weilt, für den Gott, haben wir Ehrfurcht und Anbetung, aber nicht warme menschliche Sympathie; auch der Gedanke, mit dem der Dichter den Herkules an die Menschheit noch anknüpfen will, und der in dem Epigramm ausgedrückt liegt:

Nicht aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken,
Deine Götterkraft war's, die dir den Nektar errang —

auch dieser Gedanke, so schön er aus dem Munde des Zeus erklingt, hätte nicht genügt, die Bewegung in das ganze Gemälde zu bringen, die der Dichter selbst als notwendig erkennt. Die Hauptsache ist ihm doch nach seinem eignen Ausdruck, daß in der Darstellung alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen sei, — kein Schatten, keine Schranke; eben das ist aber nicht mehr menschlich. Zur Gottheit, zu immerwährendem Verweilen im Reiche des Ideals gelangt der Mensch im irdischen Leben nie; nie geht Wollen und Vollbringen ohne Bruch in einander auf. „Die Anlage zur Gottheit trägt die Menschheit unwidersprechlich in sich," sagt Schiller in den ästhetischen Briefen; vom Wege zur Gottheit meint er selbst, daß er niemals zum Ziel führe. Für den sinnlichen Menschen niemals; nur als reiner Geist vermag er den reinen Geist für immer fest zu halten. Und so wäre

denn Herkules im Olymp keine Darstellung reinen Menschentums mehr gewesen. Vielleicht hat das Bild selbst den Dichter irre geführt; es ist wie alle Gleichnisse etwas schief. Das einmalige Emporschweben des Herkules zum Olymp ist als Bild gebraucht für das sich stets wiederholende Aufschwingen des Menschen in das Reich des Ideals. Herkules bleibt oben; der Mensch aber, so lange er Mensch ist, muß immer wieder zur Erde herab. Herkules ist mit der Hebe auf ewig vermählt; der Mensch fühlt die Leichtigkeit und Freiheit ewiger Jugend nur in den kurzen Augenblicken, die er im Reiche der Formen verweilt; für Herkules versinkt das schwere Traumbild des Erdenlebens auf immer; uns allen wird es nur für Augenblicke von der Seele genommen, aber die Augenblicke, die wir so wirklich gelebt haben, die geben uns Kraft, des Lebens Alp immer wieder zu ertragen.

Wir stehen am Schluß unsrer Betrachtungen. Der Dichter hat uns auf allmählich steigendem Pfade emporgeleitet auf die Sonnenhöhe des Lebens, von der aus uns alles so klein, so verschwindend erscheint, was uns dort unten zu erdrücken drohte. In den Künstlern hatte er uns das Bild einer Zukunft gezeigt, in welcher die Erkenntnis der Menschheit so weit fortgeschritten sein wird, daß sie lückenlos das Universum umfaßt, das nun wie ein großes Kunstwerk vor ihr liegt, in vollendeter Harmonie. In diesen letzten Gedichten hat er uns die Möglichkeit gezeigt, schon jetzt, von innen heraus, die Harmonie in die Schöpfung zu legen, die wir außen noch nicht darin sehen können; wir brauchen nur mit ihm auf der Schönheit Hügel zu steigen, in das Reich des Ideals, so liegt die Welt vor uns wie eine vollendete Dichtung Gottes.

Wir verstehen die große Harmonie aller Existenz; Kampf und Ringen, Lust und Leid sehen wir aus der Höhe der Idee; die ewig sich wiederholenden Thaten bilden eine Kette, deren Anfangs- und Endglied sich an das Geistige, Göttliche anschließen. Zu ihm muß sich alles verklären, — oder, um es mit dem großen Wort Goethes auszudrücken:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich ewig wiederholend fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander schließt,
Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten, wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lange, Helene,

Schillers philosophische Gedichte sechs Vorträge gehalten in Berlin im Winter 1885/86

Berlin 1887

81.88079

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11535149-6